



**Kantonsschule  
Hottingen**  
Wirtschaftsgymnasium  
Handels- und Informatikmittelschule

Wenn einer  
eine Reise tut ...

... dann lernt er  
etwas dazu!



**info** 1/2023

## In dieser Ausgabe



**Interview**  
«Aber er hat ja gar nichts an!»

**4—5**



**Bildungsreisen**  
Reisen in den Kosovo und nach Berlin

**6—11**



**Bildnerisches Gestalten**  
Action!

**12—13**



**Deutschunterricht**  
Rede zur Fortpflanzungsmedizin

**14—15**



**Spass mit Zahlen**  
Gleichheit

**18—19**



**Kolumne**  
Der Kotzbrocken im Profilbild

**22**

**Sprachbetrachtung**  
**Schwerpunktwoche**  
**Öko-logisch!**  
**Forum Politik**  
**Wort des Rektors**  
**Rund um die Schule**  
**Agenda**

**16—17**  
**19**  
**20**  
**20—21**  
**23**  
**24**  
**24**

**Redaktion**  
Sandra Nussbaumer  
Barbara Ingold



## Wenn einer eine Reise tut ...

**Liebe Leser:innen**

von Sandra Nussbaumer

**N**eulich beim Abendessen mit einer Matura-Klasse vor dem gemeinsamen Theaterbesuch: Ich frage die Schüler:innen nach ihren Zukunfts- und Studienplänen. Viele werden nach der bestandenen Maturitätsprüfung im Sommer ein Zwischenjahr einlegen. Praktikum in einer Unternehmensberatung, als Flight Attendant einmal um die ganze Welt, Reisen nach Bali oder Südamerika. Einige wenige wollen direkt mit dem Studium beginnen. Zwischenjahr? Verlorene Zeit! Auch mache sich diese Lücke nicht gut im CV. Dabei hat das Reisen zum Ende der Schulzeit eine lange Tradition, stellte es doch lange Zeit den krönenden Abschluss der schulischen Ausbildung und Erziehung dar.

In der Renaissance begaben sich die Söhne des Adels und später auch jene des Bürgertums auf die «Grand Tour» durch Mittel- und Westeuropa und das Heilige Land. Neben dem Kennenlernen von Kultur und Sitten der jeweiligen Länder konnten Sprachen vertieft, Manieren perfektioniert, Erfahrungen gesammelt und für das spätere Leben nützliche Bekanntschaften geknüpft werden. Ganz allgemein ging es um den Erwerb von sogenannter Weltläufigkeit. Auch unter Erwachsenen waren Bildungsreisen beliebt. Und in einzelnen Fällen hielt ihre Bedeutung bis heute nach. Denken Sie etwa an Goethes Italienreisen von 1786. Gäbe es ohne diese Reise überhaupt die literarische Epoche der Klassik, so wie wir sie heute kennen? Wohl kaum. Mit dem gesellschaftlichen

und politischen Wandel der Demokratisierung, dem technischen Fortschritt, dem Aufkommen des Tourismus und dem wirtschaftlichen Aufschwung ist die klassische Bildungsreise ab dem 19. Jahrhundert zunehmend aus der Mode gekommen. Schade, denn es gäbe so viel zu sehen und zu lernen!

In dieser Ausgabe berichtet unsere Kollegin Sandra Monti von einer eindrücklichen und lehrreichen Reise in den Kosovo. Heuer jährt sich der Beginn des Kosovokrieges zum 25. Mal. Der Krieg löste eine grosse Fluchtbewegung aus – auch in die Schweiz. Heute leben hier fast 200'000 Kosovo-Albaner:innen. Die konflikträchtige Beziehung zu Serbien kennen wir allerdings fast nur aus nüchternen Nachrichtenmeldungen oder aus einzelnen Spielen der Schweizer Fussballnationalmannschaft. Höchste Zeit also, sich mit der Geschichte dieses Landes auseinanderzusetzen! Die Schüler:innen der Klasse G3b reisten letzten Herbst für eine Woche nach Berlin. Virgil Barnezet und Lisa Moehl schildern in zwei sehr persönlichen Texten ihre Eindrücke und Gedanken. Einmal stand der Besuch der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Sachsenhausen auf dem Programm, einmal zwei Theateraufführungen. Die beiden Texte zeigen Erkenntnisse und ermöglichen durch die direkte Erfahrung eine Reflexion, wie sie im klassischen Schulunterricht oder einer universitären Ausbildung schlicht nicht möglich sind. Ein Hoch auf die Bildungsreise! ●

# «Aber er hat ja gar nichts an!»

Was das Märchen «Des Kaisers neue Kleider» mit seiner Arbeit zu tun hat, erklärt der 24-jährige **Investigativjournalist Leo Eiholzer** im Interview.

Von Sandra Nussbaumer

**Vor ein paar Tagen wurde der Rundschau-Beitrag über die breitangelegten und jahrelang dauernden Spionageaktivitäten Katars gegen Fifa-Funktionäre und andere wichtige Entscheidungsträger im Zusammenhang mit der WM 2022 ausgestrahlt. Sie haben diesen Beitrag gemeinsam mit einem Kollegen recherchiert und produziert. Wie geht es Ihnen?**

Ich bin immer noch müde. Wir haben für diesen Beitrag sehr viel gearbeitet, seit Monaten. Im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der Geschichte war ich auch danach noch gefordert, etwa mit juristischen Fragen oder Live-Interviews, unter anderem für das österreichische Fernsehen ORF. Das alles zehrt natürlich an den Kräften – vor allem weil der Einsatz hoch ist und Fehler inakzeptabel, aber ich bin ich sehr zufrieden mit unserer Arbeit zu dieser Geschichte.

**Was Sie da ans Licht gebracht haben, dürfte nicht allen gefallen. Leben Sie jetzt gefährlicher als zuvor?**

Die Sympathien des Emirs habe ich mir nun wahrlich nicht zugezogen. (Lacht.) Sicher geht man ein gewisses Risiko ein, wenn man so etwas macht. Hohe Fifa-Funktionäre haben mich wiederholt mit ernster Miene gefragt, ob ich nicht zu jung sei, um mich ermorden zu lassen. Ernst nehme ich das nicht wirklich. Trotzdem bleibe ich im Moment einfach in der Schweiz, meine Ferien habe ich abgesagt. Man weiss ja nie.

**Die Enthüllung der Spionage-Tätigkeit Katars ist bei weitem nicht Ihre erste grosse Geschichte.**

Es war sicher die grösste bisher. Meine erste richtige Recherchegeschichte spielte hier in Hottingen, am Kinderspital Zürich. Da habe ich zum ersten Mal wirklich Gegenwind gespürt, denn ich hatte publik gemacht, dass am KiSpi mehr Kinder nach einem bestimmten chirurgischen Eingriff am Herzen sterben als in anderen Kinderkliniken in Europa. Noch am Tag der Publikation kamen Abmahnungen und Drohungen des Anwalts des KiSpis, der etwa auch den Putin-Vetrauten

Roman Abramowitsch vertritt. Das war heftig, aber ich bin ich an dieser Sache gewachsen. Vielleicht würde ich den Artikel heute etwas anders schreiben und offene Flanken für juristische Angriffe vermeiden. Doch es hat alles der Wahrheit entsprochen, was ich geschrieben habe.

**Meine ersten Geschichten habe ich in der Nacht und am Wochenende recherchiert und geschrieben.**

**Mit der KiSpi-Geschichte wurden Sie schweizweit bekannt. Ein Jahr später haben Sie aufgedeckt, dass der Herzchirurg René Prêtre für eine Studie Patientendaten gefälscht hat.**

Als schweizweit bekannt würde ich mich definitiv nicht bezeichnen (lacht). Die Prêtre-Geschichte hat aber auch hohe Wellen geworfen, ja.

**Sie haben mit Ihren 24 Jahren bereits eine beachtliche Karriere hingelegt. War Ihr Weg schon an der Kantonsschule Hottingen vorgezeichnet?**

Mich hat Journalismus schon immer interessiert, allerdings nur ein spezifischer Teil des Journalismus, nämlich die Recherche und das Aufdecken. Und diesbezüglich wurde sicherlich ein wichtiger Grundstein in der Kantonsschule Hottingen gelegt. Wir haben im Deutschunterricht die Situation der Rohingya in Myanmar durchgenommen. Dieses Thema habe ich später in meiner Maturitätsarbeit noch vertieft. Irgendwie hat mich das gepackt. Ich habe auch meinen ersten Artikel in einer nationalen Zeitung über dieses Thema geschrieben.

**Und das Schreiben?**

In der Schule wurden meine Aufsätze immer gut benotet – obwohl sie grottenschlecht waren, zumindest aus journalistischer Sicht. Ich erinnere mich an meinen ersten Beitrag für die Aargauer Zeitung, der komplett rot zurückkam. Der Redaktor hatte ganze Arbeit geleistet. (Lacht.) Während der Schulzeit

hatte ich meinen Stil mit möglichst komplexen Satzstrukturen perfektioniert. Es war komplett irre, niemand verstand das. In der ersten Woche auf der Redaktion musste ich dann schnell umlernen. Journalistisches Schreiben bedeutet nämlich: Hauptsätze, Hauptsätze, Hauptsätze.

**Nach der Matura 2016 haben Sie Ihren Weg auf der Sportredaktion der Aargauer Zeitung begonnen und die Ausbildung am MAZ absolviert. Nur wenige Jahre später arbeiten Sie bei SRF Investigativ. Wie haben Sie das geschafft?**

Die Zeit bei der Aargauer Zeitung hat mir zwei Dinge gezeigt: Erstens, Journalismus kann Fließbandarbeit sein, beispielsweise wenn man vor allem News- und Agenturmeldungen aufbereitet. Es wurde mir schnell klar, dass ich kein Fabrikarbeiter sein, sondern meine eigenen Geschichten machen wollte. Es gibt zum Beispiel Kolleg:innen, für die ist es das Grösste, einen Bundesrat zu interviewen. Ich habe einmal Karin Keller-Sutter interviewt. Das hat mich überhaupt nicht interessiert. Die Chance, dass in einem Bundesrats-Interview etwas Überraschendes passiert, liegt bei null Prozent. Zweitens habe ich gemerkt, dass Journalismus mehr oder weniger das ist, was man daraus macht. Man hat als Journalist eigentlich immer die Chance, Recherchen zu machen. Wenn es nicht anders geht, halt am Wochenende. Gute Geschichten werden immer publiziert.

**Nur durch Vertrauen und Freiheit können die guten Geschichten entstehen.**

Schliesslich habe ich ja auch bei der Aargauer Zeitung so richtig begonnen zu recherchieren, nicht im Sport, aber in der Wirtschaftsredaktion. Allerdings muss man sich bewusst sein, dass es im Journalismus nicht anders läuft als anderswo: Wenn Sie Karriere machen wollen, müssen Sie Gas geben. Es braucht Eigeninitiative, Engagement und vollen Einsatz. Meine ersten Geschichten habe ich in der Nacht recherchiert und geschrieben. Anders geht es am Anfang nicht. Bis man einen gewissen Leistungsausweis hat, bezahlt einem niemand die Recherche-Zeit. Diesen Effort muss man bereit sein zu leisten.

**Warum haben Sie, wenn die Aargauer Zeitung Ihnen diese Chance ja geboten hat, zum Tagesanzeiger gewechselt?**

Das war so: Tamedia schreibt jeweils das «Förderprogramm für investigativen Journalismus» aus. Dieses habe ich 2021 gewonnen – auch dank der Prêtre-Geschichte. So bin ich zum Tagesanzeiger gekommen und habe dort einige Monate lang als Teil des Recherche-Desks der Tamedia gearbeitet. Das war eine grossartige Erfahrung! Denn dieser Recherche-Desk ist extrem kompetent. Das Team ist eines der besten Europas. Leider bin ich nur ein paar Monate dort geblieben. Noch vor Ablauf des Förderprogramms hatte ich die Chance zu SRF zu wechseln, das gerade dabei war, ein eigenes Investigativ-Team aufzubauen.

**Es hat für mich einen gewissen Reiz, Dinge auszusprechen, die niemand auszusprechen will.**

**Gibt es Geschichten, die Sie besonders interessieren?**

Inhaltlich interessieren mich momentan vor allem Geschichten Bereich der Nachrichtendienste, also Spionagefälle. Sie spielen sich in der Regel im Versteckten ab und doch mitten unter uns. Das finde ich interessant.

Spionageaktivitäten sind ausserdem weit verbreitet, es gibt sehr viele Fälle. Dessen sind sich die meisten Menschen gar nicht bewusst. Auch das hat etwas Reizvolles, weil man durch das Aufdecken solcher Fälle Menschen aufklären und ihnen die Augen öffnen kann.

**Haben Sie sich auch schon in eine Geschichte verrannt?**

Oft! Auch wenn ich glaube, dass ich es vor der Publikation merke. Ich habe Menschen schon zu eindimensional gesehen und ich hatte schon Geschichten, bei denen ich viel früher hätte merken sollen, dass ich sie nicht beweisen kann. Das tut weh, wenn man mehrere Wochen oder Monate an einer Sache gearbeitet hat und am Ende fehlt das entscheidende Stück. Irgendwann muss man aufhören. Man hinterfragt sich dann selbst, und hat ein schlechtes Gewissen gegenüber dem Arbeitgeber, weil man quasi Zeit und Geld verschwendet hat. Auf der anderen Seite weiss man, dass so etwas dazugehört, ja geradezu notwendig ist. Denn wenn man nur die Geschichten macht, die von Anfang an absolut sicher und einfach zu machen sind, gibt es keine guten Geschichten.

**Ein bisschen muss man bei dem, was Sie erzählen, an die Arbeit der Polizei denken.**

Wobei ich leider niemanden dazu zwingen kann, mit mir zu reden. (Lacht.) Aber ja, da gibt es vielleicht gewisse Parallelen.

**Aber das hat Sie nie gereizt?**

Nein, eigentlich nicht. Die Themen, in denen in mich jetzt tummle, darin könnte ich bei der Polizei erst nach sehr vielen Dienstjahren arbeiten. Aber vor allem sind es schon zwei sehr verschiedene Aufgaben. Am Journalismus gefällt mir vor allem die Staatsferne, dass man niemandem ausser den Lesern verantwortlich ist, und damit auch staatliche Organe gewissermassen kontrollieren kann.

**Was treibt Sie an?**

In erster Linie will ich gute Geschichten machen. Eine Geschichte ist dann gut, wenn Sie am Kiosk stehen bleiben und eine Zeitung kaufen oder online einen Artikel anklicken, weil Sie denken «Das muss ich lesen!». Aber ... Jetzt muss ich aufpassen, dass Sie mich nicht in die Aktivistenecke stellen.

**Aber?**

Kennen Sie das Märchen «Des Kaisers neue Kleider» von Hans Christian Andersen? Dort getraut sich niemand zu sagen, dass der Kaiser beim Umzug durch die Stadt gar keine Kleider trägt, bis ein Kind die Wahrheit ausspricht, indem es sagt: «Aber er hat ja gar nichts an!» Ich sehe mich in dieser Rolle – oder möchte mich zumindest sehen. Es hat für mich einen gewissen Reiz, wahre Dinge auszusprechen, die niemand aussprechen will, kann oder darf – aus welchen Gründen auch immer –, und dadurch das Bild einer Person oder einer Institution in der Öffentlichkeit zu verändern. Natürlich mache ich das nur auf Basis von gesicherten Fakten. Letztlich geht es im Journalismus meistens um Personen oder Personengruppen, die Macht ausüben über andere oder sich Dinge herausnehmen, die ihnen nicht zustehen. Ich bin überzeugt, dass diese Art Journalismus einen positiven Effekt auf die Gesellschaft hat.

**Seien wir ehrlich: Wer Investigativjournalist ist, der möchte doch auch gesehen und wahrgenommen werden.**

Das ist ein Vorurteil! Aber wohl ein wahres. Ich habe noch kaum einen Investigativjournalisten kennengelernt, der nicht irgendwo ein beträchtliches Ego hatte (Lacht.) Man nimmt oft sehr vieles auf sich, um an diese Geschichten ranzukommen und sie publizieren zu können. Ich glaube, das bedingt zumindest teilweise einen bestimmten Menschentyp.

**Haben Sie manchmal Angst, dass Ihr Tempo zu hoch ist?**

Wenn ich nicht mit 19 Jahren einen schweren Sportunfall gehabt hätte, der mich fast ein Jahr ausser Gefecht setzte, wäre es noch höher gewesen. (Lacht.) In meinem Freundeskreis ist es ein Running Gag, dass ich sage, die letzte Geschichte war too much und ich nehme es nun ruhiger. Und es dann doch nicht tue.

**Welches sind Ihre nächsten Ziele?**

Ich habe keine Ahnung, ehrlich gesagt. Bessere Geschichten? Ich habe noch sehr viel zu lernen, und ich kenne X Journalisten, die besser sind als ich. Aber im Grunde habe ich mein Karriereziel erreicht.

**Sie scherzen.**

Nein. Ich meine das ernst. Ich wollte Investigativjournalist sein, und das bin ich. Chefposten im Journalismus strebe ich nicht an.

**Und dann sagen Sie sich mit 30: «So, jetzt fang ich noch einmal etwas ganz anderes an?»**

Das ist gut möglich. Vielleicht studiere ich Jus und werde Strafverteidiger. Oder ... Es gibt viele Möglichkeiten. Da mache ich mir keine grossen Sorgen. ●



FOTO: ZVG

# Bildungsreise in den Kosovo

Wo Spuren von  
Krieg und Gewalt  
noch allgegenwärtig sind



FOTOS: GLOBALP / ISTOCKPHOTO, LIUDMILA CHERNETSKA / ISTOCKPHOTO

von Sandra Monti

In einer Studien- und Begegnungsreise durch Nordmazedonien und den Kosovo im Mai 2022 lernte ich Länder kennen, von denen ich bisher wenig wusste. Meine historischen und politischen Kenntnisse zu Jugoslawien waren im Wesentlichen bei den Balkankriegen der 1990er-Jahre stehen geblieben. Das musste ich ändern. Schliesslich haben viele unserer Schülerinnen und Schüler, die meisten sind bereits hier geboren, einen Migrationshintergrund, der seinen Ursprung auf dem Balkan hat. Im Fokus meines Reiseberichts steht der Kosovo, in dem es noch keinen gemeinsamen Nenner darüber gibt, wie der gesellschaftliche Umgang mit der Vergangenheit aussehen könnte. Kein Wunder: Kosovokrieg 1998/99 und Staatgründung 2008 liegen nicht einmal eine Generation zurück. Meine Eindrücke von dieser Reise sollen ein paar Schlaglichter auf die Probleme werfen.

Der Kosovo ist ein Land, das vor allem aus Bergen besteht. In diese Gebirgslandschaft sind zwei Ebenen eingelassen: Im Westen ist es Metochien, im Osten das Amselfeld. Unsere Reisegruppe erreicht den Kosovo über eine Grenze im Südosten des Landes. Unser Ziel ist Prizren, die grösste Stadt in Metochien. Während wir am Grenzhause unsere Pässe einzeln vorweisen müssen, wird unser Reisebus durchsucht, dann geht der Schlagbaum hoch, der Reisebus passiert die Grenze. Wir können unsere Reise fortsetzen. Diese Busreise entspricht dem, was man in der Schweiz als schöne Passfahrt bezeichnen würde. Der Weg führt uns durch imposante Berglandschaften und ursprüngliche Wälder. Diese sind so dicht, dass der Tag plötzlich zur Nacht wird. Auch einige Dörfer tauchen auf, dicht besiedelt ist dieses Gebiet hier nicht. Auf der Passhöhe angekommen, öffnet sich der Blick: Prizren liegt unter uns, die Strasse windet sich in einer steilen Schlucht entlang des tosenden Flusses Bistrica in die Stadt. Vor ihr öffnet sich das Tiefland Metochien.

Am Abend sind wir Teil des lebhaften Treibens in den Restaurants auf der linken Seite des Flusses. Hier kann man sich problemlos auf Schweizerdeutsch verständigen. Es ist ein Ort, wo Albanerinnen und Albaner Ferien machen, es gilt, sehen und gesehen werden, Ferienstimmung bereits im Mai. Auf der anderen Seite des Flusses dreht sich ein Autokorso im Einbahnverkehr durch die enge Altstadt, Hupkonzert inklusive.

Hier kann man sich problemlos auf Schweizerdeutsch verständigen.

Am folgenden Tag zeigt sich uns Prizren von einer anderen Seite. Auf öffentlichen Plätzen ist ein Denkmaltyp nicht zu übersehen. Es sind in Metall gegossene Statuen von bewaffneten Männern, deren Blick in die Ferne schweift, überlebensgross und realistisch. Mit diesen Denkmälern soll der gefallenen UÇK-Kämpfer gedacht werden. Die UÇK war die paramilitärische Befreiungsarmee des Kosovo, die sich ab den 1996er-Jahren zu organisieren und über Waffenschmuggel aufzurüsten begann. Die Verträge von Dayton 1995 hatten soeben den Bosnien- und Kroatienkrieg beendet. Der Kosovo gehörte noch immer zu Serbien und es war eine Frage der Zeit, bis auch hier ethnische Säuberungen gegen Muslime losgehen würden. Gewaltbereitschaft war für diese Bewegung ein Gebot der Stunde. Das Kalkül: Der Westen greift erst dann ein, wenn militärische Kampfhandlungen vorliegen. Die NATO-Luftangriffe auf Serbien 1999 sollten dieser Sichtweise rechtgeben. Der Kosovo wurde danach von der UNO verwaltet.

Auf unserem Stadtrundgang begegnen wir weiteren Spuren, die auf Gewaltexzesse und Zerstörung hinweisen. Es sind die Folgen der landesweiten Ausschreitungen von 2004, losgetreten von Kosovoalbanern gegen die serbische Minderheit und andere, insbesondere in den serbischen Enklaven. Serbisch-orthodoxe Kirchen und Wohnhäuser von serbischen Familien wurden dabei zerstört. Diese Ereignisse lösten Fluchtbewegungen aus und führten zu einer ethnischen Homogenisierung. Seither wohnen in der Stadt gemäss unserem Guide Neharri noch 6 Serben (laut Wikipedia sind es 47). Die zerstörten Kirchen sind in Prizren heute als Ruinen sich selbst überlassen. Andere Kirchen sind mit Stacheldrahtverhau versehen, nicht mehr zugänglich, bewacht von lokalen Polizisten. Als wir uns einer solchen Kirche nähern, fühlt sich der diensthabende Polizist von unserer Menschenansammlung sichtlich ernervt, wir ziehen es vor weiterzugehen.

Prizren galt einst – doch das ist schon lange her – als die multiethnischste Stadt in Kosovo, Sie war das zweitgrösste Wirtschafts- und Handelszentrum der Region und die am stärksten von türkischem Flair geprägte Stadt. Ethnische Türken stellten hier lange Zeit die Mehrheit der Bevölkerung, in der – auch innerhalb der Familien selbst – bis zu drei Sprachen gesprochen wurden. Neharri etwa ist ein ethnischer Albaner mit Vorfahren aus Albanien, wuchs aber mit Türkisch auf. Auch die hier ansässigen Serben sprachen Türkisch und nicht Albanisch, und natürlich Serbisch oder Bosnisch. Familiennamen haben sich im Laufe der Zeit verändert, indem zum Beispiel aus der Familie Mahmut die serbische Variante Mahmutić wurde.

Heute patrouillieren in Prizren wie an vielen anderen Orten in Kosovo auch KFOR-Einheiten (die sogenannte Kosovo Force unter der Leitung der NATO). Darunter sind auch 159 Angehörige der Schweizer Armee, die hier als Swisscoy-Einheiten einen Auslandseinsatz leisten. Die Situation hier vor Ort wird als recht stabil eingeschätzt. Aber solange die Grenzen im Norden des Kosovo von Serbien nicht anerkannt werden, können diese Truppen, die seit bald 24 Jahren hier anwesend sind, nicht abgezogen werden.

Auch innerhalb der Familien wurden bis zu drei Sprachen gesprochen.

Auf unserer Weiterreise nach Priština machen wir halt in Gjakova, einer mittelgrossen Stadt im Südwesten des Landes. Hier besuchen wir Medica Gjacova, ein medizinisches Ambulatorium, das von Medica Mondiale getragen wird und von Spenden lebt. Die staatliche Unterstützung ist noch immer marginal. Diese Organisation hat sich eines vollkommen tabuisierten Kapitels des Kosovokrieges von 1999 angenommen: der sexualisierten Kriegsgewalt an Frauen. Die meisten dieser Verbrechen, die Teil einer Kriegsstrategie waren, den Gegner zu erniedrigen, der seine Frauen nicht «schützen» kann, werden nirgends erfasst, weil die Opfer nicht sprechen. Die Anzahl der betroffenen Frauen wird inzwischen auf 20'000 geschätzt. Als medizinisches Ambulatorium bietet Medica Gjacova betroffenen Frauen gynäkologische Untersuchungen an, was in einem Staat, der noch immer keine obligatorische Krankenversicherung kennt, eine grosse Sache ist. Heute kann man hier auch psychologische Beratungen in Anspruch nehmen und kriegt Unterstützung in sozialen Belangen.

Es sind vor allem Frauen aus den Bergregionen des Kosovo, die diese Gewalterfahrung gemacht haben, damit aber allein gelassen wurden. In den noch immer stark patriarchalen Strukturen in Kosovo wird über das Thema Vergewaltigung nicht gesprochen. So erfahren wir, dass die meisten Frauen, die hier Rat suchen, verheiratet sind, aber nicht über diese Erfahrung sprechen können, aus Angst vor einer Verstossung durch den Clan und ihren Ehemann. Viele leiden noch heute – 24 Jahre später – unter diesem Trauma. Bei Medica Gjakova werden Frauen und Männer (in der Zwischenzeit haben auch 17 Männer dieses Angebot in Anspruch genommen) zudem ermutigt, vor Gericht auszusagen. Schliesslich geht es hier auch um gesellschaftliche Aufarbeitung. Die Täter sollen nicht straffrei bleiben. Die Gesellschaft verändert sich langsam, sagt unsere Gesprächspartnerin: nicht die Fälle, die Anzeigen würden steigen. Ob die Frauen wüssten, wer die Täter seien? Die

Antwort: Wir kennen unsere Feinde besser als sonst wer. Die Täter sind in Serbien. Und auf die Frage: Haben Sie Angst vor dem Krieg in der Ukraine? Ja, der Krieg hat unsere Angst befeuert.

durch diesen Ort geschleust, auch ein paar einheimische Touristen sind vor Ort und ebenso ein Kriegsveteran, der vor zerbombter Gebäudekulisse einem privaten Fernsehsender ein Interview gibt. Der Gedenkkomplex besteht aus einem Museum, einer monumentalen Gräberanlage und dem eingerüsteten zerbombten Haus der Familie von Adem Jashari, das nun ein museales Stück ist. Gedacht wird hier der gefallenen Familienmitglieder des Jashari-Clans, die 1998 bei einem Massaker von Spezialeinheiten der jugoslawischen Armee und der serbischen Polizei gejagt wurden. Über 80 bewaffnete und zivile Clanmitglieder fanden hier ihren Tod. Auf der serbischen Seite waren es noch mehr. Der UÇK-Kommandant Adem Jashari wollte nicht weichen von seinem Grund und Boden. Er starb nach einem Angriff in seinem eigenen Haus, jenem, das nun zum Gedenkkomplex gehört. Dieser Ort wurde zu einem Wallfahrtsort und Adem Jashari für eine Zeit lang zum grössten Helden der Nation. Diese Heldenverehrung nutzte dann auch die politische Partei PDK, deren Vorsitzender der ehemalige UÇK-Kommandant Hashim Thaçi war. Dieser hatte in Zürich studiert, spielte eine massgebliche Rolle im Waffenschmuggel für die UÇK und bekleidete bis 2020 die höchsten Ämter im Staat. Heute ist er in Den Haag und angeklagt wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Von Priština aus besuchen wir zwei Gedenkstätten, die deutlich machen, dass Erinnerungskultur in Kosovo vor allem eines ist: ethnisch instrumentalisierte Vergangenheit.

Gazimestan nennt sich das Denkmal auf dem Amselfeld, heute die Bezeichnung für die östliche Ebene in Kosovo, wo Priština liegt. Auf dem hohen Turm der Gedenkstätte Gazimestan hat man eine phantastische Panoramansicht auf die gesamte Ebene. Diese ist inzwischen stark besiedelt. Von hier aus sieht man ein Atomkraftwerk, Industrieanlagen mit rauchenden Schloten, Gewerbebezonen und neben der Stadt Priština viele dorfähnliche Siedlungen. Dieses Denkmal soll an die verlorene Schlacht auf dem Amselfeld von 1389 (!) erinnern, die serbische und albanische Geschichtsschreibung unterschiedlich erinnern. Beide beanspruchen den Kosovo als Kerngebiet ihrer jeweiligen Kultur. Für die serbische Geschichtsschreibung ist die gegen die osmanischen Eroberer verlorene mittelalterliche Schlacht der Beginn des serbischen Martyriums. Für die albanische Geschichtsschreibung brachte dieses Ereignis die Befreiung vom serbischen Joch und den Übertritt zum Islam. 1989 nutzte der serbische Politiker, Slobodan Milošević, der später in Den Haag als Kriegsverbrecher abgeurteilt werden sollte, diesen Ort für die 600-Jahre-Feier dieser Schlacht. Vor einem grossen Publikum hielt er eine nationalistische Rede, die die serbische Bevölkerung bevorteilte, und schürte so den Graben zwischen Serben und Albanern, was schliesslich zu den Balkankriegen Anfang der 1990er-Jahre führte. Heute ist die Anlage eingezäunt. Sie wird seit 2010 ständig von örtlichen Polizeibehörden bewacht. Wir müssen uns als Gruppe ausweisen. Die Anlage wirkt vernachlässigt, so als wäre hier schon lange niemand mehr aufgetaucht. Ein paar PET-Flaschen liegen herum. Grässer spriessen zwischen den Steinplatten hervor. Das Wiesengras rundherum steht hoch. Und als wir den Turm besteigen, stürzen uns zwei streunende Hunde entgegen, die sich durch unsere Anwesenheit in ihrer Mittagsruhe gestört fühlen.

Ganz anders geht es in Prekaz im Drenica-Tal zu und her, wo sich der grossangelegte Gedenkkomplex des Jashari-Clans befindet, der in der UÇK eine führende Rolle einnahm. Hier reht sich Bus an Bus. Dutzende von Primarklassen werden auf ihren Schulausflügen

Wir erfahren von unserem Museumsguide auch, dass Mitglieder der Jashari-Familie noch heute gleich neben diesem Komplex wohnen. Kriegstraumata? Nein, das kenne man in dieser Familie nicht. Hier sei man stolz darauf, ein Jashari zu sein.

Bis unser Bus fährt, vertreiben wir uns die Zeit in den Souvenirshops, wo martialische Kinderspielzeuge und allerlei Helden-Gadgets zu haben sind. Heitere Kinder beleben noch immer den Platz und treiben sich auf dem bereits etwas angerosteten Gerüst herum. Denn von hier aus kann man von allen Seiten durch grosse Einschusslöcher in das zerbombte Hausinnere blicken. Wir bleiben etwas verstört zurück. Soviel Heldenkult auf einmal, das muss erst verarbeitet werden. Wir hören auch, von anderer Seite, dass die heutige Regierung die Staatsbeiträge für dieses Familienmuseum bereits etwas gekürzt haben soll.

Unser letzter Ausflug gilt der geteilten Stadt Mitrovica, dem Zentrum der gleichnamigen serbischen Enklave im Norden des Kosovo, die an den serbischen Staat grenzt, von diesem aber nicht anerkannt wird. Der Grenzkonflikt zwischen Kosovo und Serbien ist hier mit Händen zu greifen. Wir flanieren an einem Samstagmorgen durch den albanischen Stadtteil im Süden. Er ist belebt, die Strassencafés entlang der Flaniermeile sind gut besetzt, vor allem mit Männern. Wir fühlen uns hier als Touristen wohl. Die Brücke über den Ibar ist die Verlängerung dieser Strasse, auch diese Brücke steht seit 1999 unter Bewachung von KFOR-Truppen. Auch hier gab es 2004 pogromartige Ausschreitungen. Aufgehetzte albanische Meuten überschritten die Brücke und stiessen auf der anderen Seite auf bewaffnete serbische Gegenwehr. Auch unser Weg führt über diese Brücke. Die Flaniermeile im serbischen Nordteil ist wie leergefegt: ein paar Touristen, geschlossene Läden, zerfetzte Wahlplakate an den Wänden. Nach etwa 300 Metern ein Strassencafé neben der Statue von Lazar, dem in der Schlacht auf dem Amselfeld gefallenen Fürsten. Sein ausgestreckter Arm zeigt



**Prizren** Denkmal zu Ehren eines UÇK-Kämpfers in einem Strassencafé der Stadt

**Kriegstraumata? Nein, das kennt man in dieser Familie nicht.**



**Amselfeld** Denkmal, das der Niederlage der Serben von 1389 gegen die Türken gedenken soll



**Mitrovica** Wandmalereien im serbischen Norden der geteilten Stadt mit den Inschriften «Für dieses Land lohnt es sich zu sterben» und «Kosovo ist Serbien und Kiew ist Russland»



**Prekaz** Souvenirstand in der Gedenkstätte für die Opfer der Familie Jashari im Kosovokrieg 1998/99



**Prekaz** Schulklassen besuchen den Gedenkkomplex des Jashari-Clans und vor zerbombter Gebäudekulisse lässt sich ein Kriegsveteran interviewen



**Prizren** Serbisch-orthodoxe Kirche, die seit 2004 geschlossen ist



**Mitrovica** Autoschild im serbischen Norden der geteilten Stadt mit abgedecktem Landeskenzeichen des Kosovo

in Richtung albanischer Süden! Vor einem Hoteleingang warten Gäste einer Hochzeitsgesellschaft, eine Band schmettert fetzigen Balkan-Gypsy. Ein Gast hält die serbische Nationalflagge in der Hand. In einer Bar, wo wir einkehren, bezahlen wir unsere Cola mit Euro (der Währung des Kosovo). Das Rückgeld wird uns in serbischen Dinar erstattet. Und überall Autos, deren kosovarischer Landeskenzeichen abgedeckt ist. Politische Botschaften finden sich an Häuserfassaden. Es sind aufwändige Wandgemälde, die mit Inschriften versehen sind wie «Kosovo ist Serbien und Kiew ist Russland» oder «Für dieses Land lohnt es sich zu sterben».

**Freiheit hat einen Namen!**

Wohin mit all diesen visuellen Eindrücken? Müsste man nicht mehr über die Ansichten der hiesigen Menschen erfahren, um sich eine Meinung bilden zu können? Der Weinbauer in Velika Hoča, einer anderen serbischen Enklave, in der vor allem eines herrscht, nämlich Stillstand, will diesem Staat Kosovo dennoch eine Chance geben. Unsere Gruppe besuchte ihn auf seinem Gut, um Wein zu degustieren. Er ist von hier und stammt aus einer alten Weinbauernfamilie, deren grosser Landbesitz im kommunistischen Jugoslawien radikal dezimiert wurde. Heute besitzt er noch einige Hektaren. Wie auch immer seine Zukunft aussieht, er setzt auf die Versöhnung.

Am Sonntag treten wir unsere Heimreise an. Noch in Priština stossen wir auf grossformatige Leinwände an Häuserfassaden mit dem Konterfei von Hashim Thaçi, der nun in Den Haag auf seinen Prozess wartet. Und auch ein Slogan taucht immer wieder auf: «Freiheit hat einen Namen». Was so viel meint wie: Danke Hashim, ohne deine UÇK wäre der Kosovo heute nicht frei. Nach einer kurzen Fahrt auf der Autobahn checken wir im Adem-Jashari-Flughafen ein und landen nach nur knapp zwei Stunden in Zürich. Wie nahe der Balkan doch ist. ●

# Das Deutsche Theater und die Berliner Kabarett-Anstalt

Theater kann mehr als unterhalten – es kann verbinden und heilen

von Virgil Barnezet

Die Reise nach Berlin war unvergesslich. Während dieser Reise habe ich sehr viel über Deutschland und seine Geschichte gelernt. Ausserdem konnte ich im Verlauf der sechstägigen Reise auch meine Klassenkameraden besser kennenlernen. An die Gedenkstätte Hohenschönhausen und Sachsenhausen kann ich mich noch gut erinnern. Hier möchte ich aber über die zwei Theaterstücke berichten, die ich gesehen habe, denn das Deutsche Theater und die Berliner Kabarett-Anstalt sind bei mir besonders hängengeblieben.

Wir sind am Sonntagabend zusammen mit der Klasse das Theaterstück «Ödipus» schauen gegangen. Das Wetter war kalt und dazu wehte ein Wind durch die Strassen. Es war genau das passende Wetter, um ein Theaterstück schauen zu gehen. Ich war überrascht von der Schönheit des Gebäudes; die Fassade war weiss und oben stand in goldenen Lettern «Deutsches Theater». Das Stück «Ödipus» war im Vergleich zu anderen, die ich bisher gesehen hatte, eine einzigartige Inszenierung. Die Schauspieler trugen keine Kostüme. Auch die Bühne war nicht dekoriert. Ich hatte erwartet, dass ich eine zweistündige Reise in die Welt der Antike erleben würde. Doch ganz im Gegenteil handelte es sich um eine moderne Inszenierung. Die Schauspieler trugen alle die gleiche Kleidung, was dazu führte, dass es manchmal nicht einfach war, sie voneinander zu unterscheiden. Für mich war es aber keine Enttäuschung, sondern eher ein neues Erlebnis. Ausser den starken Licht-

strahlen, die als Ringe im Hintergrund abgebildet waren, wurde mit dem Licht nicht gespielt. Die Stimmen der Schauspieler waren klar und deutlich zu hören. Manchmal wurde auch mit Hintergrundtönen gespielt, was zu einer erhöhten Spannung bei den Zuschauern führte. Ich konnte der Handlung gut folgen, da wir dieses Stück in der Klasse behandelt hatten. Mir wurde klar, dass wir Zuschauer und Schauspieler eine grosse Familie gebildet hatten. Wenn etwas Unerwartetes passierte, waren wir alle zusammen gleichermassen überrascht. Das Theater hatte uns alle liiert. Egal, ob bestimmte Personen verschiedene politische Meinungen oder Religionen hatten, wir waren vereint und gespannt auf das Nächste. Ich befand mich in einer der grössten Städte Europas und eine Gruppe von Menschen hatte sich vereint. Wenn man darüber nachdenkt, wird einem bewusst, wie selten solches im Alltag geschieht ...

In Bezug auf die Stadt Berlin und ihre Teilung in den Jahren 1945 bis 1990 finde ich, dass Theaterstücke ein sehr gutes Mittel sind, um Menschen zusammenzubringen. Theaterinszenierungen können mit Filmen nicht verglichen werden, denn die Schauspieler im Theater kommen einem viel näher und die Handlung bleibt einem besser hängen. Ein Theaterbesuch erlaubt es den Zuschauern, ihre Probleme für kurze Zeit auf die Seite zu legen, was dazu führt, dass sie danach besserer Laune sind und die Gesellschaft generell fröhlicher ist. Die einzige Herausforderung für mich war, in be-

stimmten Momenten die Schauspieler überhaupt zu sehen. Manchmal waren die Lichter im Hintergrund fast zu stark eingestellt, was dazu führte, dass wir Zuschauer ein wenig geblendet wurden.

Das Improvisationstheater gehört ebenfalls zu einem meiner Höhepunkte dieser Reise. Im Gegensatz zur Ödipus-Inszenierung waren wir Zuschauer bei diesem Stück direkt stark miteinbezogen. Zwei Gruppen von zwei Personen, unterteilt in Osten und Westen, mussten mit nur einigen Begriffen, die von dem Publikum gegeben wurden, etwas improvisieren! Für mich war dieses Theater sehr eindrucksvoll und vergnüglich. Was mich am meisten berührte und erstaunte, war, dass die beiden Gruppen in Osten und Westen unterteilt waren. Zuerst habe ich mich gefragt, ob es denn die gescheiteste Idee sei, ein Theater auf ein solches Thema aufzubauen. Ich dachte gleich an die Geschichten, die uns Herr Dr. Peter Brinkmann am Montag erzählt hatte. Die grossen Wachtürme zwischen dem Osten und dem Westen kamen mir in den Sinn. Es brauchte aber nur zwei Minuten, bis mir bewusst wurde, dass die Idee im guten Sinne gedacht war. Ich erkannte, dass es nicht schadet, über seine Vergangenheit zu lachen. Dieses Theater hat mir gezeigt, dass eine Stadt aus ihren Fehlern lernen kann. Damit sich bestimmte geschichtliche Ereignisse nicht wiederholen, muss man sich vergewissern, dass diese manchmal auch angesprochen werden. Die Art und Weise, wie das gemacht wird, ist sehr wichtig. Nach jeder Improvisation musste

das Publikum abstimmen, welcher Gruppe das Improvisieren besser gelungen war. Nach diesem Theaterbesuch habe ich gelernt, wie wichtig es ist, traurige und problematische Geschichten auch im Alltag anzusprechen und dass dies nicht immer auf eine negative Weise geschehen muss. Geschichtliche Ereignisse müssen Teil unseres Alltages werden und ein solches Theater kann dabei sehr behilflich sein.

Die Reise nach Berlin hat mich davon überzeugt, dass Geschichte eine sehr wichtige Rolle in unserem Alltag spielt. Ich bin der Meinung, dass das Theater zu einer verstärkten Solidarität innerhalb einer Gesellschaft führen und verbindend wirken kann. Während Theaterbesuchen kann man sich auch von bestimmten Gedanken und Gefühlen lösen. Es können Gefühle der Trauer oder des Hasses sein. Diese Erkenntnis war enorm wertvoll für mich. ●



Virgil Barnezet  
G3b

FOTOS: GLOBALP / ISTOCKPHOTO

# Ein Besuch in der Gedenkstätte Sachsenhausen

Auf die Tränen folgte die Wut und das Unverständnis

von Lisa Moehli

Als wir am Dienstag in der Gedenkstätte in Sachsenhausen ankamen, mussten wir zuerst den circa 700 m langen Weg entlang einer Mauer zurücklegen, um zum eigentlichen Areal des Konzentrationslagers zu kommen. Genau denselben Weg mussten die Häftlinge bei ihrer Ankunft in Sachsenhausen auch zurücklegen, und als ich den Weg entlang ging, überkam mich die Frage: «Was, wenn ich das gewesen wäre?». Mit diesem Gefühl im Magen trat ich durch das Eingangstor.

Ich ging zuerst zu der ersten von den zwei noch stehenden Originalbaracken und war weniger schockiert von dem schäbigen Mobiliar als viel mehr von den schrecklichen Texten, die den Alltag eines KZ-Häftlings beschrieben. Der Text neben dem Toilettenraum wies darauf hin, dass die Häftlinge nur morgens und abends sehr kurz Zeit hatten, um die Toiletten zu benutzen, wodurch alte und schwache Häftlinge im Gerangel oft zu Fall kamen und manchmal sogar von den anderen Häftlingen zu Tode getrampelt wurden. Ausserdem nutzten die KZ-Kommandanten die Toilettenräume auch, um Häftlinge zu quälen oder gar zu töten. In den Klosettbecken und Waschbrunnen wurden regelmässig Häftlinge von KZ-Kommandanten ertränkt. Ein ehemaliger Häftling beschreibt, dass er einmal zuhören musste, wie sein Bruder von einem KZ-Kommandanten geschlagen und ertränkt wurde und, dass er nichts dagegen machen konnte, weil ihm sonst genau dasselbe Schicksal gedroht hätte.

In der zweiten Baracke sah ich ein Video, das über Kinder, die ins KZ eingeliefert wurden, berichtete. Während einige Männer, die als Kinder im KZ waren, berichteten, wie sie misshandelt und traumatisiert wurden, konnte ich nicht anders, als in ihnen allen meinen kleinen Bruder zu sehen. Einer der Jungen kam bereits mit elf Jahren nach Sachsenhausen, nur weil der das Motorrad eines SS-Soldaten versteckte und eine Nachbarin sie verriet. Da konnte ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Die Jungen im Video waren nicht mehr nur irgendwelche Jungen, die vor vielen Jahren zu Unrecht nach Sachsenhausen kamen, sie waren mein kleiner Bruder, der nun unter diesen schrecklichen Umständen leben musste und nicht wusste, wann und ob er endlich zu uns nach Hause konnte. Die Jungen hatten nun ein Gesicht und raubten mir das letzte bisschen Distanz, das ich noch zu ihnen hatte. Auf die Tränen folgte die Wut und das Unverständnis. Diese Berichte zeigten mir die absolute Brutalität und Perversität der SS und machten jeden Versuch, ihre Handlungen auch nur im Ansatz zu verstehen, zunichte. Denn welcher rational denkende Mensch mit etwas Menschlichkeit und Mitgefühl in sich würde ein Kind wegen irgendeiner Banalität in ein KZ stecken, geschweige denn ein Kind im KZ noch extra foltern? Es ist mir unbegreiflich, wie die SS-Leute tagsüber im Lager sein konnten, unschuldige Menschen quälten und ermordeten, und dann am Abend zu ihren Frauen und

Kindern zurückkehren, um gemütlich mit ihnen zu Abend zu essen. Wie konnten sie in dem kleinen Jungen – meinem kleinen Bruder – nicht ihre eigenen Kinder sehen und ihre Taten hinterfragen?

Die nächste Welle an Grausamkeit erwartete mich bei der Lagermauer an der «Station Z», die mich mit den unglaublichen Zahlen von Toden und Ermordungen schockierte. An der Mauer sind neben genauen Beschreibungen der verschiedenen Anlagen, die zur Ermordung genutzt wurden, auch spezifische Mord- und Massenmordaktionen dokumentiert. Einen besonders krassen Fall fand ich den Massenmord an sowjetischen Kriegsgefangenen, der in der kurzen Zeit zwischen Ende August und Mitte November 1941 in Sachsenhausen und deutschlandweit stattfand. Während dieser Zeit wurden allein in Sachsenhausen über 10'000 Rotarmisten im Erschiessungsgraben mit der «Genickschussanlage» ermordet und weitere 3000 starben an Hunger oder Krankheit im Lager. Ich konnte die unglaubliche Anzahl an Toden in dieser kurzen Zeitspanne und an nur diesem einen Ort nicht fassen und war überwältigt davon, dass sogar das Ermorden von hunderten von Menschen einfach zur Tagesordnung wurde und Wege gefunden werden mussten, die Ermordung und die Leichenvernichtung noch effektiver zu gestalten.

Ich war zutiefst erschüttert von dem Besuch in Sachsenhausen und kann mir gar nicht vorstellen, wie herzerreissend ein Besuch für jemanden sein muss, der Familie hatte, die unter dem SS-Regime gelitten hat oder gar gestorben ist. Sachsenhausen hat mir noch einmal klargemacht, wie einfach solche schrecklichen Dinge ins Rollen kommen können, aber auch, dass wir als Menschen sicherstellen müssen, dass so etwas nie wieder passieren kann. ●



Lisa Moehli  
G3b

# Action!



**Objektstudium und Animation**  
Die Schülerinnen und Schüler der ersten Klassen  
haben in Form eines Objektstudiums  
unterschiedlich zerdrückte Dosen gezeichnet,  
welche im Anschluss zu einer kurzen  
Einzelbildanimation zusammengefügt wurden.

# Rede zur Fortpflanzungsmedizin

von Anne-Sophie Schweizer

Die folgende Rede ist im Rahmen des Rhetorik-Unterrichts im Fach Deutsch entstanden. Während eines Semesters setzten sich die Schüler:innen im Halbklassenunterricht mit theoretischen und praktischen Aspekten der Redekunst auseinander. So lernten sie, wie rhetorische Stilmittel und verbale, paraverbale und nonverbale Kommunikation geschickt zur Überzeugung und Beeinflussung des Publikums eingesetzt werden können. Konkret aufgezeigt wurde dies etwa anhand einer 1. August-Rede der ehemaligen Bundesrätin und -präsidentin Doris Leuthard, der Rede des Lehrers Kantorek aus «Im Westen nichts Neues» (E. M. Remarque) oder des Ebers Old Major aus «Animal Farm» (George Orwell).

Gegen Ende des Semesters mussten die Schüler:innen ihr Können in einer Überzeugungsrede selber vor der Klasse unter Beweis stellen. Dabei durften und sollten sie in die unterschiedlichsten Rollen schlüpfen, wobei es nicht verpflichtend war, dass die in der Rede vertretene Sichtweise den persönlichen Überzeugungen entsprach.

Hören Sie sich die Rede hier an

von Felix Hasler



Liebe Schwestern, liebe Brüder  
Seit gut vier Jahren ist es Wissenschaftlern in Grossbritannien erlaubt, Gene an menschlichen Embryonen zu verändern. Erst einmal nur zu Forschungszwecken und noch dürfen diese gentechnisch manipulierten Zellen nicht wieder in die Gebärmutter von Frauen eingepflanzt werden.

Leider zeigt die Erfahrung: Alles was technisch irgendwie machbar ist, wird früher oder später auch durchgeführt – ganz egal, ob legal oder illegal. So fürchte ich auch, dass man die in Grossbritannien geöffnete Tür nicht wieder zubekommt. Diese Tür aber, die führt uns direkt in Teufels Küche. Eine Welt, in der Menschen gentechnisch verändert werden, wird eine andere Welt sein als die Welt, in der wir heute leben. Wenn wir die menschlichen Keimbahnen verändern, programmieren wir sogleich all die künftigen Generationen, die von so einem genmanipulierten Menschen abstammen werden.

Die Kirche ist nicht gegen Wissenschaft, Punkt. Forschungsarbeiten zur Behebung der Unfruchtbarkeit sind in jeder Hinsicht zu ermutigen. Wir Christen aber, wir sind Schützer des Lebens, und zwar von Anfang an. Der menschliche Embryo, wenn auch nur wenige Tage alt, ist doch keine Sache! Schon heute bleiben rund um den Globus tausende Embryonen auf der Strecke. Allein in der Schweiz wurde letztes Jahr knapp 10'000 Mal menschliches Leben vernichtet. (Die Fassung verlierend) Das geht doch so nicht! (Wieder gefasst) Lasset uns hierfür einen Moment beten.

«Maria, Mutter des Lebens und Königin der Familien, blicke auch auf die Not so vieler junger Familien, die der Versuchung unterliegen, ihre Kinderzahl mit widergöttlichen Mitteln selbst zu bestimmen. Stärke ihr Vertrauen in die von Gott (betont) so wundervoll geführten Abläufe des menschlichen Organismus und gib ihnen Mut zu Opferbereitschaft und Selbstverzicht aus Liebe. Amen.»

Eltern erfüllen sich ihren Kinderwunsch, aber auf Kosten vieler anderer Embryonen, die nie das Licht der Welt erblicken werden. Dieses Unheil wird nicht dadurch besser, dass wir jetzt an diesen menschlichen Embryonen herumexperimentieren.

Es erfolgt hier ein Dammbbruch zu Lasten des Lebensschutzes und eine Verletzung der Menschenwürde des frühen Embryos. Zudem verletzt diese Technik das Recht des Kindes, von einem Vater und einer Mutter abzustammen, die es kennt und die miteinander ehrlich verbunden sind. Sie verletzt ebenso das Recht beider Eheleute, dass der eine nur durch den anderen Vater oder Mutter wird. Und egal ob Christ, Buddhist oder Atheist, die Tatsache, dass menschliches Leben vernichtet wird, bleibt moralisch unannehmbar.

Die In-vitro-Fertilisation beispielsweise, welche auch mein irdisches Leben erst ermöglichte, bleibt äusserst verwerflich. Techniken, die innerhalb des Ehepaares angewendet werden, sind vielleicht weniger verwerflich, aber bleiben trotzdem moralisch sehr fragwürdig. Sie trennen den Geschlechtsakt vom Zeugungsakt. Der Akt, der die Existenz des Kindes begründet, ist dann kein Akt mehr, bei dem

sich zwei Personen einander hingeben. Somit vertraut man das Leben und die Identität des Embryos der Macht der Mediziner und Biologen an und errichtet eine Herrschaft der Technik über Ursprung und Bestimmung einer menschlichen Person.

Eine derartige Beziehung widerspricht in sich selbst der Würde und der Gleichheit, die Eltern und Kindern gemeinsam sein muss. Die Fortpflanzung ist ihrer eigenen Vollkommenheit beraubt, wenn sie nicht als Frucht des ehelichen Aktes hervorgeht.

Ich zitiere das Buch Mose Kapitel 2, Vers 24: «Der Mann verlässt Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch.» Diese Vereinigung ist Ursprung aller Generationen.

Sexuelles Zusammensein der Eltern und die Zeugung eines Kindes gehören zusammen, weil nur dann gewährleistet ist, dass das Kind auch tatsächlich als Kind der Liebe, als Geschenk der Liebe der Eltern und nicht als Produkt eines technisch-medizinischen Eingriffs zur Welt kommt. Durch die Vereinigung der Gatten verwirklicht sich der doppelte Zweck der Ehe: das Wohl der Gatten selbst und die Weitergabe des Lebens. Man kann die beiden Bedeutungen der Ehe nicht voneinander trennen, ohne das geistliche Leben des Ehepaares zu beeinträchtigen und die Zukunft der Ehe aufs Spiel zu setzen.

Das Kind ist nicht etwas Geschuldertes, sondern ein Geschenk. Das vorzüglichste Geschenk der Ehe ist eine menschliche Person. Das Kind darf nicht als Eigentum angesehen werden, so als könnte man ein Recht auf das Kind beanspruchen. In diesem Bereich besitzt einzig das Kind eigentliche Rechte: das Recht, die Frucht des spezifischen Aktes der ehelichen Hingabe zu sein, und das Recht, vom ersten Augenblick seiner Empfängnis an als Person geachtet zu werden.

Und doch kommt es vor, dass der Kinderwunsch ein Wunsch bleibt. Dies ist für das Ehepaar ein schweres Leid, wie uns schon die Bibel zeigt: «Herr, mein Herr, was willst du mir schon geben? Ich gehe doch kinderlos dahin ...» (Gen 15,2). «Verschaff mir Söhne! Wenn nicht, sterbe ich», schrie Rahel ihrem Gatten Jakob zu (Gen 30,1).

Aber wie das Evangelium zeigt, ist körperliche Unfruchtbarkeit kein absolutes Übel. Eheleute, die, nachdem sie alle berechtigten medizinischen Hilfsmittel ausgeschöpft haben, weiterhin an Unfruchtbarkeit leiden, werden sich dem Kreuz des Herrn anschliessen, dem Quell aller geistlichen Fruchtbarkeit. Sie können ihre Grossmut zeigen, indem sie beispielsweise verlassene Kinder adoptieren.

Der Glaube lehrt uns, dass es unsere christliche Pflicht ist, Leben zu schützen, dass es unsere Pflicht ist, Leben zu behüten und es zu verteidigen. Auch wenn dabei die Frage, wann das zu schützende menschliche Leben beginnt, immer wieder heftig diskutiert werden mag. Für uns Christen und Christinnen ist klar: Das Leben eines Menschen ist vom ersten Moment seiner Existenz an, also von der Ver-



schmelzung von Ei- und Samenzelle bis zum letzten Augenblick, ein heiliges Gut. Gott allein ist der Herr über Leben und Tod, er selbst stellt sich schützend vor das Leben mit dem Gebot «du sollst nicht töten». Daher hat niemand das Recht über menschliches Leben zu verfügen. Wo sich Menschen zu Herren über Leben und Tod aufschwingen, haben sie den Weg der Menschlichkeit bereits lange verlassen.

Das Recht auf Leben von Beginn an und die Würde eines jeden Menschen sind für uns Christen niemals verhandelbar. Denn für uns Christen ist jedes Menschenleben ein Geschenk Gottes und kein Produkt aus dem Labor Frankensteins.

Zum Schluss lasset uns noch gemeinsam beten: «Vater unser im Himmel! Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.» ●

#### Quellenangaben

– Katechismus der Katholischen Kirche, 1997  
– «In Teufels Küche» Kardinal Rainer Maria Woelki, 2016



Felix Hasler  
G3f

DIREKTLINK QR-CODE: KSH/CH/HINFO-2023-01-REDE

FOTOS: STUDIOCASPER / ISTOCKPHOTO, JAYFISH / ISTOCKPHOTO

# Doitse Sprak, swere Sprak

Wir bitten  
zum «Grossen Diktat»

von Victor Ullate

Liberaler Politiker:innen träumen in der sessionsfreien Zeit, so stelle ich es mir zumindest vor, von Steuererklärungen, die auf einen Bierdeckel passen. Auch ich hege, in meiner unterrichtsfreien Zeit, einen ähnlichen Traum, nämlich den Traum von Rechtschreiberegeln, die auf einen Bierdeckel passen. Genauso wie genannte Politiker:innen ohne ich, dass es bei diesem Traum bleiben wird. Warum eigentlich?

Versuchen wir es mal, allen Einwänden zum Trotz. Die Kommaeregeln des Deutschen lassen sich sehr wohl **auf eine Pappunterlage notieren**, es sind nämlich bloss deren drei: →

Wenn Sie nicht mindestens eine dieser Bedingungen mit einem klaren Ja beantworten können, dann setzen Sie kein Komma! Jetzt soll mir noch jemand sagen, die Kommaeregeln des Deutschen seien unmenschlich schwierig.

**Nehmen wir einen weiteren Bierdeckel dazu.** Darauf haben nämlich, so behaupte ich, die Regeln zur Gross- und Kleinschreibung durchaus Platz. Ein Versuch meinerseits: ↗

Wenn Sie nicht mindestens eine der genannten Bedingungen mit einem klaren Ja beantworten können, dann schreiben Sie klein! Zugegeben, hier wird der Platz etwas eng.

1. Kommas trennen die einzelnen Elemente einer Aufzählung.

2. Kommas trennen Einschübe und Nachträge vom Rest.

3. Kommas trennen Teilsätze voneinander.

1. Gross schreibt man Wortformen, die innerhalb des Satzes wie ein Nomen funktionieren.

2. Gross schreibt man Anfänge von Sätzen und Titeln, Überschriften und Ähnlichem.

3. Gross schreibt man Pronomen, mit denen wir jemanden anreden, den wir nicht duzen.

4. Gross werden Eigennamen geschrieben.

↙ **Ich greife zum dritten Pappdeckel** und schreibe, Willy Brandt zitierend, «Wir schreiben zusammen, was zusammengehört».

Komposita schreibt man zusammen, alles andere schreibt man getrennt! Easy!

Eigentlich reicht diese Regel, man müsste vielleicht nur die Zusammengehörigkeit grammatisch umschreiben: Wörter können im Deutschen sogenannte Zusammensetzungen (Komposita) bilden, wie etwa bei «Schrecksschusspistole», «nikotinsüchtig», «dummdreist» oder «staubsaugen». Oft dient der Bindestrich als graphisches Fugenzeichen: «Berg-und-Tal-Bahn», «Gottfried-Keller-Schulhaus» oder «4 x 100-m-Staffel».

1. Kurze betonte Silben kennzeichnen wir, indem wir den nachfolgenden Konsonanten verdoppeln.

2. Lange, gedehnte Silben schreiben wir mit einem Dehnungsbuchstaben.

3. Fremdwörter schreiben wir ungefähr so, wie sie in der Ursprungssprache geschrieben werden.

← **Mit dem vierten Bierdeckel vervollständigen wir unser Rechtschreiberegelswerk.** Mal schauen, ob ich es hinkriege, denn ich will nichts Geringeres, als die sogenannte Phonem-Graphem-Korrespondenz PGK (d. h. die Laut-Buchstaben-Zuordnung) in knackige Regeln fassen.

PGK elegant und schlank auf 3 Regeln eingedampft ... und gleichzeitig ein mulmiges Gefühl zurücklassend. Sind derartige

Regeln überhaupt anwendbar? Für jemanden, der die Wörter kennt (ich kann das nicht mal von unseren Schüler:innen behaupten), kein Problem; für jemanden aber, der Deutsch als Fremdsprache lernt, taugen sie wohl nichts.

Vier Bierdeckel für ein ganzes orthografisches Regelwerk des Deutschen reichen nicht aus. Es braucht noch die AGB, das Kleingedruckte, die Anwendungsbeispiele und – wir haben es schliesslich mit Sprache zu tun – die gefürchteten Ausnahmen.

Nehmen wir nur schon die 2. Regel des PGK-Bierdeckels. Das Deutsche kennzeichnet Dehnung nicht einheitlich. Wir schreiben zwar «kühl», aber «schwül». Ein «Lied» ist nicht dasselbe wie ein «Lid», und der «Mohr» hat im «Moor» nichts verloren. Es gibt zwar Faustregeln mit hoher Trefferquote. Zum Beispiel haben Wörter im Deutschen, die mit sp- beginnen, kein Dehnungs-h: «spüren, spüren, sparen, spulen, spülen, Späne» usw. Oder: Das Dehnungs-h kommt, wenn überhaupt, nur vor l, m, n oder r vor. So schreibt man zwar «kahl», «Rahm», «Sohn» oder «Fahrt», aber ohne -h- «Tag», «Schrot» oder «Ruf». Wenn nur die blöde «Fehde» nicht wäre! Und warum schreibt man entgegen dieser Faustregel «Draht» und «Naht»? «Fehde» ist für diese Sonderregel eine echte Ausnahme, «Draht» und «Naht» schreibt man mit -h-, weil die verwandten Infinitive «drehen» und «nähen» mit -h- geschrieben werden (Stammprinzip! Dazu später noch mehr). Allerdings muss man sich dann fragen, warum wir «Blüte» und «Glut» schreiben, wo doch die Grundformen «blühen» und «glühen» ein -h- aufweisen. Wer in diesem Bereich richtig schreiben will, kommt nicht darum herum, ganze Wortlisten zu lernen oder sich lesend und schreibend anzueignen, Regeln allein reichen nicht aus.

Oder die verhassten Kommaeregeln! Wer kann von sich behaupten, er sei darin sattelfest? Dabei wären sie so simpel und kristallklar, meine ich. Nur: Nebensätze müssen erkannt werden. Sie werden aber, vor allem wenn sie mitten im Satz eingefügt sind, schnell übersehen. Der Satz «Dieses Thema fällt durch den hohen Abstraktionsgrad den es birgt aus dem Rahmen» wurde unlängst nur von den wenigsten Schüler:innen richtig mit Kommas versehen. Können Sie es? Wissen Sie, warum man «ein fruchtiger, frischer Wein» mit Komma schreibt, aber «ein fruchtiger französischer Wein» ohne? Und wie viele Geschäftsbriefe mit der typischen Abschlussformel «Wir hoffen, Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben und verbleiben mit ...» haben Sie schon erhalten? Unzählige. Sie sind alle falsch geschrieben. Vor «und» muss ein Komma stehen! Sie sehen, die Problemfelder mehren sich, und zu GKS und GZS habe ich noch gar nichts

gesagt. Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, wie oft wir mit unsinnigen Getrenntschreibungen bombardiert werden? «Milch Kaffee für 3.50», «Aktion: Schweins Cipollata Schnecken» oder «Behinderten WC» allenthalben.

Bei aller Fixiertheit auf Regeln und Bierdeckel ging vergessen, dass es allgemeine Prinzipien der Orthografie gibt. Sie bilden das Grundgesetz der Rechtschreibung. Es gilt zum Beispiel das Lautprinzip («Schreibe, wie du sprichst!»). Auch wenn unsere Kinder in der Primarschule nach diesem Prinzip zu schreiben lernen, werden sie hoffentlich bald feststellen, wie löchrig dieses Prinzip ist, auch im Deutschen. Warum ein langes -a- bei «Tal», «Saal», «Zahl» auf drei verschiedene Weisen geschrieben wird, kann nicht erklärt werden. Es handelt sich hier, wie so oft, um historisch gewachsene Schreibarten. Wer über ein gutes Deutsch verfügt, wird diese «speziellen» Schreibungen beherrschen, viele Leute aber (auch unter unseren Schüler:innen) haben Mühe damit. Fragen Sie mal eine Englisch- oder eine Französisch-Schülerin, wie sie das Lautprinzip in diesen Sprachen handhabt. Sie wird Ihnen sagen, hier herrscht Wildwuchs. Entweder Sie lernen das Voci, Wort für Wort, oder Sie haben keine Chance auf richtige Schreibung. Wie entspannt ist dagegen das Spanische. Seit Jahrhunderten schon sind Fremd- und Lehnwörter aus dem Griechischen an das eigene Buchstaben- und Lautinventar angegliedert worden: «filosofía», «ritmo», «catarro» usw. Heutzutage wird die Angleichung genauso strikt bei Anglizismen eingehalten: «guasap» (WhatsApp), «escáner» (Scanner) oder «nocaut» (Knock-out). Hier wird noch geschrieben, wie man spricht.

Ein weiteres, mächtiges Prinzip ist das Stammprinzip («Schreibe Gleiches möglichst gleich!»). Wenn ein Stamm auf eine bestimmte Weise geschrieben wird, dann behält er dieselbe Schreibung in allen abgeleiteten Wortformen bei. Im Erbkönig heisst es: «Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!» Die Wortform «fasst» wird mit Doppel-s geschrieben wie in der Grundform «fass-en». Das Adverb «fast» aber schreibt man nur mit einem s, der Stamm ist ein anderer: «fast». Da greift nämlich das Homonymie-Prinzip («Schreibe Ungleiches ungleich!»). Darum unterscheidet das Deutsche zwischen Wortpaaren wie «Weise – Waise», «Leib – Laib», «Lied – Lid» oder «malen – mahlen». Auch die Getrennt- und Zusammenschrei-



Probieren Sie  
es selbst!

Scannen Sie den QR-Code und schreiben Sie das «grosse Diktat». Schaffen Sie es fehlerfrei? Die Lösung finden Sie auf der Webseite.

bung GZS versucht, dieses Prinzip einzuhalten. Wir haben den Text «zu-

sammen geschrieben» (hier bedeutet «zusammen» so etwas wie «gemeinsam» oder «als Team»), aber einzelne Wörter «zusammengeschrieben» (ist eben nicht das Gleiche, ich kann das nämlich auch alleine tun). Erkennen Sie den Unterschied zwischen «Ich möchte dich wiedersehen» und «Ich möchte dich wieder sehen»? Nur im einen Fall geht es um eine Sehstörung.

Zu erwähnen wäre noch das grammatische Prinzip («Mach den grammatischen Aufbau des Textes deutlich!»). Nach diesem Prinzip funktionieren die Kommaeregeln des Deutschen. Sie sind nämlich keine Verschnaupausenzeichen, sie gliedern die grammatische Struktur des Satzes. Nur: Um die grammatische Struktur des Satzes zu gliedern, muss man sie erst mal auch erkennen können. Auch die Gross- und Kleinschreibung GKS des Deutschen richtet sich nach diesem Prinzip: Nomen und Nomenähnliches werden grossgeschrieben. Was aber nomenähnlich ist und was nicht, das muss gelernt und zum Teil mühsam geübt werden.

Rechtschreiberegeln auf Bierdeckeln bleiben also eine süsse Utopie. Die Realität sieht anders aus. Prinzipien werden erweitert durch Regeln und Einzelfestlegungen. Genau das leistet das berühmte Buch mit dem gelben Umschlag. Der Rechtschreibeduden umfasst alle Bereiche: Da stehen die Amtlichen Regeln, die nach den Prinzipien verfasst worden sind, interpretiert sie, legt sie dar und liefert im Anschluss eine fast 1000-seitige Liste mit den richtigen bzw. empfohlenen Schreibungen des deutschen Wortschatzes. Einen wichtigen Beitrag zur Ausbildung in dieser komplexen Disziplin leisten wir an der Kantonsschule Hottingen. Genau darum hat sich die Fachschaft Deutsch letztes Jahr entschlossen, ein «Grosses Diktat» durchzuführen, wo jeweils zwei Vertreter:innen der 3. Gymnasialklassen und der 2. HMS- und IMS-Klassen sich an einem diktieren Text messen. Die Klasse, die das beste Resultat erzielte, bekam von der Schule ein gemeinsames Abendessen bezahlt. Der Anlass wurde zum Erfolg, weshalb wir bestrebt sind, diesen Anlass im Jahresrhythmus durchzuführen. ●

DIREKT LINK QR-CODE: KSH-CH/HINFO-2023-01-DIKTAT



# Gleichheit

«2+2 ist gleich was?» – einige Ideen

von Thomas Preu

Gleich nach dem Zählen und der Erarbeitung eines grundlegenden Begriffs von natürlichen Zahlen inklusive einer arabischen Spezialschreibweise («1» statt «eins») lernt man in der Primarschule rechnen. Meist wird dabei nicht viel Aufhebens darum gemacht, dass dazu ein abstrakter Gleichheitsbegriff gebraucht wird. Didaktisch baut dieser auf einen vorher eingeübten Begriff von Gleichheit konkreter Mengen auf. Anhand von Bildern mit sieben Äpfeln und sieben Birnen hat man gelernt, dass diese zwar nicht gleich, aber doch gleich viele sind. Dabei lernt man oft auch, dass der Junge mit den acht Bananen mehr hat als das Mädchen mit den fünf Orangen – dieses Beispiel ist nicht zufällig gewählt, setzt sich diese Ungleichheit als gender pay gap im Erwachsenenalter im statistischen Mittel doch fort, bis ins Rentenalter.

Zurück zur Eingangsfrage. Warum nicht  $2+2=2+2$ ? Gleicher – ich erlaube mir diesen unmöglichen Komparativ – geht es doch wohl nicht! Links und rechts des Ist-gleich-Zeichens steht das Gleiche, man spricht auch von syntaktischer Gleichheit. Trotzdem hätte das kein Primarlehrer einer Primarschülerin durchgehen lassen. Genauso wenig wie etwa  $2+2=1+3$  oder  $2+2=2 \times 2$  usw. Jeder weiss, dass diese Gleichungen stimmen, die Ausdrücke links und rechts des Gleichheitszeichens sind gleichwertig.

Darin liegt schon eine Wahrheit über das Gleichzeichen: offenbar muss links und rechts nicht das Gleiche stehen, es reicht, wenn dort gleiche (Zahl-)Werte ausgedrückt werden. Den Exkurs über geteilte, gleiche Werte unserer Gesellschaft, die oft in einem imaginierten Früher verortet werden, heute aber verloren gegangen zu sein scheinen, deute ich nur an.

Ich schweife wieder ab. Wieso nun akzeptiert der Primarlehrer weder  $2+2=2+2$ , noch  $2+2=1+3$ ? Eigentlich will die Aufgabe «2+2 ist gleich was?» etwas Spezifischeres wissen als Gleichheiten, besser formuliert man die Frage als Auftrag so: «Bestimme die Normalform von  $2+2$ ». Normalformen stellen eindeutige Schreibweisen für gleichwertige Ausdrücke dar. Die Eindeutigkeit ist essenziell: Zwei Ausdrücke sind genau dann gleich (also gleichwertig), wenn die zugehörigen Normalformen syntaktisch gleich sind. In der Primarschule lernt man die Dezimalschreibweise mit arabischen Ziffern als Normalform für natürliche Zahlen, man nennt es nur nicht so kompliziert. Normalformen sind erst dann richtig nützlich, wenn man eine konkrete Rechenvorschrift (Algorithmus) dazu hat, der Rechenausdrücke wie  $2+2$  in die Normalform 4 umwandelt. Der Algorithmus aus der Primarschule kann etwa so aussehen: man macht zwei Striche für die erste 2 und dann nochmals zwei Striche für die 2 hinter dem Pluszeichen und zählt zusammen vier Striche, also 4.

Das ist die zweite Wahrheit hinter der Frage nach dem Gleichen, dass sie eben oft eine Frage nach Normalformen ist, die aber so nicht explizit ausgesprochen wird. Jedenfalls ist  $2+2=4$ , endlich steht es da. Ebenso ist  $1+3=4$  und weil also die Normalformen syntaktisch gleich sind, beide Male 4, ist auch  $2+2=1+3$  richtig, aber eigentlich nicht gefragt.

Gleichheit ist in unserer Gesellschaft positiv konnotiert. Der Schlachtruf der französischen Revolution «liberté, égalité, fraternité» hallt bis in unsere Zeit nach. Ein Bildungssystem, in dem privilegierte Kinder überproportional obenauf sind im Vergleich zu unterprivilegierten, in dem also offenbar nicht alle gleich sind, manche

vielleicht sogar gleicher als gleich, wird durch Chancengleichheit legitimiert.

So nützlich Normierung, etwa in der Mathematik der Normalformen oder bei der Herstellung passgenauer Schrauben, auch ist, wird sie doch als negativ angesehen, wenn sie auf Menschen oder die Gesellschaft angewandt wird. Gleichmacherei will niemand, höchstens Kommunistinnen wird unterstellt, sie verfolgten dieses Ziel, und der Geschichtsunterricht klärt über die schlimmen Folgen der Gleichschaltung auf.

Wo kommt eigentlich die Schreibweise für das Gleichzeichen als «=» her? Der walisische Gelehrte Robert Recorde hat sie in seiner Schrift «The Whetstone of Witte» von 1557 erstmals verwendet. Seine Begründung: «because noe .2. thynges, can be moare equalle» als zwei parallele Geraden – jedenfalls nicht ohne gleich identisch zu sein.

In der Mathematik bezeichnet man Gesetze oder Rechenregeln als Identitäten. Etwa die erste binomische Formel  $(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$  ist eine algebraische Identität,  $(\sin x)^2 + (\cos x)^2 = 1$  eine trigonometrische Identität. Solche Gesetze beinhalten Variablen und die entsprechenden Gleichheiten sollen für alle Einsetzungsmöglichkeiten von Zahlen für diese Variablen gelten. Probleme gibt es z. B. bei Identitäten, die beim Kürzen von Brüchen entstehen (setze  $x=2$  ein in  $\frac{4x-2x^2}{x-2} = -2x$ ) oder die Wurzeln beinhalten (setze  $x=-3$  ein in  $\sqrt{x^2} = x$ ) – solchen Identitätskrisen stellt sich der gymnasiale Mathematikunterricht.

Auch gesellschaftlich ist Identität ein aktuell vielschichtig problematisierter Begriff. Im Teenageralter ist die Ausbildung einer sexuellen Identität eine zentrale Entwicklungsaufgabe, der gesellschaftliche Umgang

damit ist zwischen Vertreter:innen der Identitätspolitik und Widerstreitern, die einen Wokewahnsinn diagnostizieren, heiss umkämpft. Letztere finden sich teils weit rechts aussen in identitären Bewegungen, wobei diese sich auf nationale Identitäten berufen.

Ein üblicher Taschenrechner behauptet, dass  $10^8 + 10^{-8} - 10^8 = 0$ , obwohl Identitäten (Kommutativ-, Assoziativ-, Inversen- und Neutralengesetz) klar zur Folge haben, dass  $10^8 + 10^{-8} - 10^8 = 10^{-8}$ . Noch im Dezember hat ChatGPT behauptet  $4839 + 3948 - 45 = 8732$  und das mit einer ziemlich kruden Begründung. Mittlerweile scheinen beide Rechenaufgaben für ChatGPT kein Problem mehr zu sein. Vorsicht ist trotzdem geboten: Taschenrechner rechnen nur näherungsweise gleiche Resultate aus und die statistische Inferenz hinter künstlicher Intelligenz liefert richtige Ergebnisse nur zufällig, dafür mit erhofft hoher Wahrscheinlichkeit. Dennoch ist die sichere Gleichheit, die logische Inferenz liefert, mit KI aktuell nicht zu erreichen. Fragt man ChatGPT nach  $10^{(10^{10})} + 10^{(-10^{10})} - 10^{(10^{10})}$ , erhält man das falsche Ergebnis 0.

Eine Physikerin operiert mit einem Gleichheitsbegriff, der eher an den vom Taschenrechner oder von ChatGPT erinnert. Beim Messen hat man je nach Messpräzision ein Minimum, bis zu dem ein Messwert näherungsweise aufgelöst werden kann. Systematische Messfehler können die Messrichtigkeit verfälschen. Wie ChatGPT stützt sich die Physikerin ebenfalls auf Statistik, um aus Einzelmesswerten bessere, gemittelte Messwerte zu destillieren. Widersprüche, wenn etwa mit verschiedenen Messverfahren unerklärbar ungleiche Messwerte gewonnen werden, werden aber nicht einfach hingenommen, sondern bieten Anlass, um nach «neuer Physik» zu suchen. Aktuell ist dies z. B. bei der Hubble-Konstante der Fall.

In der Grundlagenforschung der Mathematik, genauer in der «homotopy type theory», wird versucht ein Konzept von Gleichheit bis auf Homotopie einzuführen und für die Mathematik nutzbar zu machen. Die technischen Details lasse ich aus, möchte aber hier doch erklären, warum das prinzipiell interessant und relevant ist. Wir machen alle die Erfahrung, dass wir uns bewegen können, nach der Bewegung nicht mehr die gleiche Körperhaltung einnehmen oder in einem anderen Raum sind, etc., aber dass trotzdem der Kern unserer Identität gleichgeblieben ist. Wir sind nicht jemand anderes, nur weil wir uns bewegt haben. Wir nehmen Nahrung zu uns und verlieren durch unseren Stoffwechsel Ausscheidungen. Die Materie, aus der wir bestehen, ändert sich ständig. Trotzdem sind wir nicht mit jedem Bissen ein anderer Mensch. Diese Idee versucht Gleichheit bis auf Homotopie aufzugreifen.

Gleichsetzen sowohl von Konzepten wie von Termen, Letzteres führt auf das Gleichungslösen, erwähne ich nur noch. Dafür zum Schluss ein Witz: Was sagt der Psychotherapeut auf die Frage «2+2 ist gleich was?» – «Keine Ahnung, ist auch egal, aber gut, dass wir darüber geredet haben.» ●

FOTOS: SAKY-CHEESE/ISTOCKPHOTO

# Arbeit der Zukunft

Die Premiere der «Schwerpunktwoche Wirtschaft und Recht» war ein Erfolg!



von Pamela Bethke

Im Rahmen der Neuausrichtung des Arbeitswochenkonzepts der Kantonsschule Hottingen kommen die Gymnasiumsklassen im ersten Semester des vierten Schuljahres neuerdings in den Genuss einer Schwerpunktwoche im Fach Wirtschaft und Recht. Die erste dieser Blockwochen fand im Oktober 2022 statt und war dem Thema «Arbeit der Zukunft» gewidmet mit dem Ziel, überfachliche und zukunftsfähige Kompetenzen zu analysieren, reflektieren und praxisnah zu erleben, und jeder Wochentag hatte einen anderen thematischen Fokus.

Wie sieht die Arbeit der Zukunft aus? Dieser Frage gingen die Schüler:innen am ersten Tag der Schwerpunktwoche auch auf kreativem Wege nach – mit Lego Serious Play und Karriere-Speed-Dating versuchten sie zu ergründen, wie sie in Zukunft arbeiten werden. Gleichzeitig gaben sieben Gastreferent:innen aus der Praxis Einblicke in die Arbeitswelt von heute und morgen: Der Präsident der Digitalen Nomaden Schweiz stellte Remote Work als Lebensform vor, der Leiter des Centers for HRM & Leadership der Hochschule für Wirtschaft Zürich diskutierte mit den Schüler:innen über die Zukunft der Arbeit, eine Laufbahnberaterin der Karriere Services der Universität Zürich gab inspirierende Einblicke und Denkanstösse zu zukünftigen Karrieremöglichkeiten, ein Employee Relations Partner stellte vor, wie die Betreuung der Angestellten bei Google aussieht, zwei Managerinnen von Impact Hub Zürich erklärten, was Unternehmertum ausmacht, und ein Learning Specialist der ETH Zürich diskutierte mit den Schüler:innen die Chancen und Möglichkeiten von lebenslangem Lernen. Die ersten beiden Tage boten zudem in separaten Workshops die Möglichkeit, die eigenen Charakterstärken kennenzulernen, sein Kommunikationsverhalten zu reflektieren oder an der Auftrittskompetenz zu arbeiten.

Gesellschaftliche Herausforderungen – am Beispiel der Altersvorsorge der Schweiz – wurden anhand des Design-Thinking-Ansatzes angegangen. Die Problemanalyse aus verschiedenen Blickwinkeln und die kreative Lösungsentwicklung führte zu interessanten Ansätzen. Im Rathaus wurde anschliessend gemeinsam

mit Züricher Politiker:innen diskutiert und debattiert. Das abschliessende Abstimmungsergebnis machte deutlich, dass die unkonventionellsten Lösungsansätze am meisten Zustimmung erhielten. Ob wir in Zukunft aber tatsächlich Rentner:innen von Steuern befreien oder unseren Lebensabend in Thailand verbringen werden, wird sich zeigen.

Die Teamarbeit stand immer wieder im Fokus des Geschehens, insbesondere am dritten Tag der Schwerpunktwoche: In der Boda Borg Rümlang galt es, herausfordernde Aufgaben in Teams zu meistern. Einzelkämpfer standen auf verlorenem Posten, da eine Bewältigung der Aufgaben nur gemeinsam möglich war. Begeistert stellten sich die Schüler:innen den 22 Quests in 69 Räumen und bewiesen dabei Durchhaltewillen und Ehrgeiz.

Das Unternehmensplanspiel Ökonomikus begleitete uns durch die ganze Woche. Unter Anleitung von Coaches konnten die angehenden Maturand:innen erleben, wie Unternehmen im freien Markt erfolgreich geführt werden können, um Marktanteile zu gewinnen. Gemeinsam galt es, operative und strategische Fragestellungen zu beantworten und dabei die Taktik der Konkurrenz sowie die Marktentwicklung stets im Auge zu behalten. Das Gewinnerteam «Sunny Side Up» konnte sich letztendlich gegenüber 13 Mitbewerber:innen deutlich durchsetzen und den Pokal ins eigene Team holen.

Auch am letzten Tag überzeugten die einzelnen Klassen mit Tatendrang und Teamgeist. Sieben einzelne Brückenelemente der jeweiligen G4-Klassen wurden zu einem grossen Ganzen verbunden. Als Resultat fand die grösste Bambusbrücke Zürichs seinen Platz auf dem Sportplatz der KSH. Beim Gang über die Brücke konnten sich alle von der Stabilität des gemeinsamen Werkes überzeugen. Dies war zweifelsohne ein Highlight der Schwerpunktwoche und machte allen deutlich, was mit guter Zusammenarbeit erreicht werden kann.

Diese erste Schwerpunktwoche hätte nicht ohne das beherzte Engagement von vielen Lehrpersonen und externen Partner:innen durchgeführt werden können. An dieser Stelle allen ein herzliches Dankeschön! ●

# Von Bevölkerungszahlen und Peak Child

Warum es falsch ist, von einer **Bevölkerungsexplosion** zu sprechen.



von Thomas Schellenberg

Als ich kürzlich am Central 20 Minuten warten musste, verbrachte ich die Zeit mit Beobachten der Menschen, die an mir vorbeigingen. Aus allen Richtungen kamen sie und in ebenso viele Richtungen verschwanden sie wieder.

Der Strom riss nicht ab. Ich kam ins Nachdenken und stellte mir die Fragen, wie viele Menschen heute in Zürich bzw. auf unserem Planeten leben. Auf der Suche nach Antworten tauchte ich einige Tage später in die Statistiken ein.

Ende 2021 lebten gemäss dem Präsidentsdepartement Zürichs 436'332 Menschen in der Stadt. Das waren gut 2000 mehr als im Jahr davor. Diese Zunahme beruht einzig auf dem Geburtenüberschuss, also der Differenz zwischen Anzahl Geburten und Anzahl Todesfälle. Das sogenannte Wanderungssaldo war nämlich negativ, d. h. im Jahr 2021 sind weniger Menschen zugezogen als weggezogen. Somit hat sich das jährliche Wachstum etwas verlangsamt. In den 2010er-Jahren hingegen wuchs die Stadt während mehreren Jahren in Folge um mehr als 5000 Personen pro Jahr. Zürich war aber auch schon grösser als heute. Im Juli 1962 lebten 445'314 Menschen in der Stadt. Vielleicht wird dieser Rekord bald gebrochen, denn, nachdem die Bevölkerungszahl von 1962 bis 1989 auf unter 356'000 fiel, steigt sie zurzeit nach wie vor.

Weltweit haben wir gemäss dem Department of Economic and Social Affairs der UNO im November 2022 die 8-Milliarden-Grenze überschritten. Dabei sinkt die Wachstumsrate schon seit mehr als 50 Jahren und liegt mittlerweile bei unter 1 Prozent. In absoluten Zahlen sind wir jedoch noch nicht so weit. Um von 5 auf 6 Milliarden und von 6 auf 7 Milliarden zu kommen, dauert es jeweils etwa 12 Jahre. Die letzte Milliarde kam seit März 2012 aber in 10 Jahren und 8 Monaten hinzu. Dennoch ist es falsch von einer Bevölkerungsexplosion zu sprechen, denn alles weist darauf hin, dass sich das Wachstum bereits wieder verlangsamt. So werden wir die 9 Milliarden wahrscheinlich 2036 erreichen, womit das absolute Wachstum so langsam sein wird wie seit 50 Jahren nicht mehr. 10 Milliarden werden wir voraussichtlich erst Mitte der 2050er-Jahre überschreiten und gegen Ende des Jahrhunderts dürfte das absolute Maximum mit etwa 11 Milliarden erreicht sein. Danach wird die Weltbevölkerung abnehmen.

Natürlich beinhalten diese Projektionen gewisse Unsicherheiten, aber es gibt sehr verlässliche Hinweise auf das geschilderte Szenario. Der vielleicht wichtigste Punkt zur Untermauerung dieses Szenarios wird mit dem Begriff «Peak Child» umschrieben. «Peak Child» benennt die Zeitperiode, in welcher am meisten Kinder auf unserer Erde leben. Dabei gelten alle als Kinder, die maximal 15 Jahre alt sind. Ungefähr im Jahr 2000 erreichten wir Peak Child. Seither hat sich die Anzahl Kinder kaum mehr verändert und verharrt bei ungefähr 2 Milliarden. Das bedeutet, seit über 20 Jahren kommen jedes Jahr etwa gleich viele Kinder zur Welt wie im Vorjahr, nämlich ca. 140 Mio. Die Weltbevölkerung wächst, weil weniger Menschen sterben als neue geboren werden. Das wiederum liegt weniger an der steigenden Lebenserwartung als daran, dass die Jahrgänge, welche zurzeit an ihr Lebensende gelangen, deutlich weniger geburtenstark sind. 1950 z. B. kamen weltweit bloss 92 Millionen Kinder zur Welt, davor noch weniger.

Weil die Anzahl Kinder nicht mehr wächst, kann auch die Gesamtbevölkerung nicht mehr lange wachsen, sondern wird voraussichtlich gegen Ende dieses Jahrhunderts ihr absolutes Maximum erreicht haben. Zu dem Zeitpunkt werden die frühen Peak-Child-Jahrgänge an ihr natürliches Lebensende gelangen. Spätestens dann werden weltweit jährlich gleich viele Menschen sterben, wie zur Welt kommen. Voraussichtlich ab ca. 2090 werden die Todesfälle die Geburten übersteigen, was eine schrumpfende Weltbevölkerung zur Folge haben wird.

Das Wachstum der Weltbevölkerung ist also keinesfalls ungebremst, sondern bereits verlangsamt und wird in einigen Jahrzehnten ganz gestoppt sein. Wie es dann wohl am Central aussehen wird? ●

# Heisse in

von Peter Rütsche

Nach dem Ende der Ausbildung erwartet die jungen Leute, die das Gottfried-Keller-Schulhaus besuchen, der Einstieg nicht nur ins Berufsleben, sondern auch in die Pflichten und Rechte als Staatsbürgerin oder Staatsbürger. Dazu gehören auch die Willensbildung und das Abstimmen über Vorlagen, die inhaltlich oft diametral weit auseinanderliegen. Ein solcher «geistiger Spagat» wurde der Schülerschaft am 10. November im «Forum» der Kantonsschule abverlangt – nicht ohne Hintergedanken, denn die Schule soll ja aufs Leben vorbereiten! Diskutiert wurde über den Gegenvorschlag zur «Gletscher-Initiative», gegen den die SVP das Referendum ergriffen hatte, sowie über die Revision des Sexualstrafrechts.

Es sind nicht nur ein und dieselbe Person, die über höchst unterschiedliche Vorhaben entscheiden muss – es ist auch ein und dieselbe Person, die sie in der Öffentlichkeit vertreten muss, wie am Beispiel der vier Gäste aus der kantonalen Politik deutlich wurde. Die Diskussion der Positionen von links (Grüne) bis rechts (SVP) gewann rasch an Hitzigkeit, so dass Moderatorin Flurina Wäspi immer wieder ihres Amtes walten musste. Die junge Politologin vom Verein «Discuss it» hielt sich strikt ans Konzept des Hottinger «Forums» und gewichtete die Involvierung der Schülerschaft höher als die Selbstdarstellung des Politikpersonals auf dem Podium. Besonders pointierte Voten aus den Klassen wurden in der Aula denn auch mit spontanem Applaus bedacht.

Dass prägnante Aussagen gut ankommen, wussten natürlich auch die Gäste. So nahm FDP-Kantonalpräsident Hans-Jakob Boesch Bezug auf die deutlich abgesenkte Raumtemperatur – Energieknappheit in diesem ersten (und hoffentlich letzten) Ukrainekriegswinter war als Thema schon spürbar, bevor ein Wort gefallen war: «Es ist frisch hier, und es

# Diskussionen kalten Räumen

Über die **Energiezukunft der Schweiz** und die **Revision des Sexualstrafrechts** debattierten die Abschlussklassen der Kantonsschule Hottingen mit vier Gästen aus der Zürcher Politik.



wird noch frischer werden, wenn wir die Sicherung der Energieversorgung nicht ernstnehmen.» Neben Schlagfertigkeit demonstrierte das debattengewohnte Quartett aber auch das kleine Einmaleins politischen Argumentierens: wie man das Gegenüber provoziert, denunziert, persönlich angreift – immer hart an der Grenze zur Fairness. Besonderes Augenmerk wurde auf Widersprüche im Verhalten des jeweiligen Gegenübers gerichtet. So kam von links der Vorwurf, die bürgerlichen Parteien befürworteten zwar öffentlich ökologische Ziele, dienten aber zugleich aufgrund ihrer Mandate in Wirtschaftsverbänden und -unternehmen hinter den Kulissen als deren Lobbyisten und verhinderten so die energiepolitische Wende. Von rechts wurde gekontert, dass die von grüner Seite vorgetragene Forderungen nach einer Förderung nichtfossiler Energiequellen (Sonne, Wind, Wasser) in der Praxis von ebendiesen Parteien durch landschafts- oder heimatsschützerisch motivierte Einsprachen gegen entsprechende Projekte torpediert würden.

Simon Meyer (Co-Präsident der kantonalen Grünen) schaffte das Kunststück vorzuführen, wie man eine Frage der Moderatorin souverän missachtet («Bevor ich diese Frage beantworte, möchte ich vorausschicken, dass ...»), und zugleich seine eigene Gesprächsakt dem Schulpublikum zu erklären («Das war jetzt ein typischer Politiker-Move ...»). Politik ist eben beides, liess sich daraus ableiten: ein ernstgemeinter Kampf um die beste Lösung eines gesellschaftlichen Problems und zugleich ein Spiel mit Regeln, denen man zwar folgt, die man aber auch – und sei es nur mit einem Augenzwinkern – offenlegt. Dass nicht Sprechroboter, die mit Parteiparolen gefüttert wurden, politisieren, sondern Menschen, die allen inhaltlichen Differenzen zum Trotz auch kollegiale Beziehungen zueinander unterhalten,

zeigte sich schon im Vorfeld der Veranstaltung. So konnte der Berichterstatter mithören, wie sich SVP-Kantonsrätin Nina Fehr Düsel, die einzige Frau auf dem Podium, mit ihren linken «Gegnern» Simon Meyer und Benjamin Gautschi (Vorstand GLP Kanton Zürich) über gemeinsame Bekannte aus der politischen Arena, über erfolgversprechende Wahlkampfstrategien und persönliche Befindlichkeiten austauschte – nicht anders als bei einem Klassetreffen oder einer Kaffee- oder Zigarettenpause im Büro. Zum Eindruck, auf dem Podium nicht Parteisprachrohren zu begegnen, sondern Menschen, die sich nur durch ihr politisches «feu sacré» von uns allen unterscheiden, trug auch bei, dass die Moderatorin in der Einführungsrunde gezielt nach der persönlichen Motivation für den Einstieg in die Politik fragte. Dass Nina Fehr Düsel dabei offenbarte, schon in der Schulzeit politisch aktiv geworden zu sein (sie engagierte sich für eine Petition gegen Delfinarien), wurde im Saal mit einem Raunen aufgenommen.

So engagiert und routiniert das Quartett auf dem Podium seine Rolle ausfüllte und um die Stimmen der Schülerinnen und Schüler buhlte: In einem Punkt unterschied sich die Hottinger Diskussionsveranstaltung von der politischen Realität. Während man als Politikerin oder Politiker monate-, ja jahrelang warten muss, bis die definitive Entscheidung des Stimmvolks vorliegt, erhielt man in der Aula sein «Zeugnis» im Fach «politische Überzeugungsarbeit» gleich im Anschluss. Die Abstimmung via App zeigte, dass die virtuellen Stimmberechtigten bei beiden Vorlagen der Position von Mitte-links zuneigten. Der Gegenvorschlag zur «Gletscherinitiative» wurde mit 121 zu 52 Stimmen angenommen, ebenso die Revision des Sexualstrafrechts mit 112 zu 27, wobei hier 12 «weiss nicht» zu verzeichnen waren.

Die Enthaltungen in der zweiten Abstimmung könnte man auf den knurrenden Magen des «Stimmvolks» zurückführen – oder als Reaktion auf die Erklärleistung deuten. Auf dem Podium war FDP-Vertreter Hans-Jakob Boesch der Einzige, der nicht über eine juristische Ausbildung verfügte. Gleichwohl (oder vielleicht gerade deshalb?) wurde nicht so recht klar, was denn in der Gerichtspraxis der weltbewegende Unterschied sein soll zwischen der bisherigen Widerspruchslösung («Nein heisst Nein») und der neu vorgeschlagenen Zustimmungslösung («Nur Ja heisst Ja»). Was es mit dem sogenannten «konkludenten Verhalten» auf sich hat, das bei der juristischen Beurteilung von sexualisierter Gewalt wichtig ist, wurde nicht in ausreichender Weise erläutert. Ebensoviele hilfreich war es, der Kernfrage auszuweichen, indem von rechts der Fokus in Richtung eines angeblichen «Täterschutzes» verschoben oder von linker Seite eine «Moderisierung von Geschlechterrollen» propagiert wurde.

Der «Sieg» des Ja-Lagers in der Hottinger Aula könnte letzten Endes darauf zurückzuführen sein, dass das vorliegende Sexualstrafrecht derart unzeitgemäss wirkt, nicht nur durch seine altertümliche Sprache, sondern zum Beispiel auch durch seine Nichtbeachtung der Personengruppen, die heute unter dem Kürzel LGBTQ+ zusammengefasst werden. Es entspricht nicht mehr der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler – unabhängig von den «Finessen» der Ja-/Nein-Frage. Schliesslich herrschte ja auch auf dem Podium Konsens, dass dieses Update als Ganzes dringend nötig sei und die Meinungsunterschiede nur einzelne Neuregelungen betreffen. ●

FOTOS: VIK888/ISTOCKPHOTO, TARCHISHNIK/ISTOCKPHOTO, PAMEL CZERWINSKI/UNSPLASH

# Der Kotzbrocken im Profilbild

Provokation war schon immer ein Merkmal der Pubertät

von Barbara Ingold

Neulich wollte ich einer Arbeitskollegin die nette Teams-Nachricht eines Schülers zeigen, doch sie blieb entgeistert am Profilbild des Jungen hängen – einem gutgebräunten Muskelberg mit schwarzer Ray-Ban. «Das ist nicht er, so cool sieht der nicht aus. Das ist wohl irgendein Idol von ihm.», erklärte ich in totaler Verknennung der Lage. «Eben! Das ist ja das Schlimme! Das ist nämlich Andrew Tate!» – Andrew Who? Ich spürte, dass ich gefordert war, gefordert, mich kundig zu machen und nötigenfalls zu handeln ...

Für die Medien scheint Tate der Kotzbrocken schlechthin zu sein, berühmt-berüchtigt für rassistische und homophobe Entgleisungen bei Big Brother UK, seine krass misogynen Aussagen auf Twitter, Instagram und Tik-Tok, dubiosen Geschäfte in Rumänien, Vergewaltigungsvorwürfe und die Verhaftung wegen Menschenhandels.

Für seine zahlreichen (vorwiegend jungen) männlichen Anhänger hingegen ist die Kickbox-Ikone ein missverständlicher Held, ein Finanzgenie und Mentor, der den Kunden seiner virtuellen Hustler University den Weg zum schnellen Reichtum erklärt und wie man sich bei Frauen «Respekt» verschafft. Tates Erfolg bei seiner Anhängerschaft basiert auf der Bewirtschaftung verbotener Impulse latent frustrierter Halbwüchsiger. Indem sie seinen Coaching-Kanal abonnieren, sich auf Fan-Accounts austauschen oder eben sein Konterfei zu ihrem Profilbild machen, widersetzen sie sich dem Diktat des Zeitgeists. Denn Tate verkörpert so ziemlich alles, was heute als gesellschaftlich inakzeptabel gilt: Er sympathisiert offen mit Verschwörungstheoretikern wie QAnon, unterstützte Donald Trump, fouiert sich um alle Regeln der Political Correctness, propagiert im Gegenteil ein betont chauvinistisches Männerbild und frönt als Krypto-Millionär ungeniert dem Casino-Kapitalismus. Das fleischgewordene Feindbild der Klimabewegten Linken also. Das ist vielleicht stossend, doch irgendwie auch verständlich, denn Provokation war schon immer ein Merkmal der Pubertät.

Dass in unseren woken Zeiten ein derart archaisches Männlichkeitsideal hoch im Kurs ist, überrascht. Vielleicht ist es aber symptomatisch für eine Gesellschaft, die sich zwar vehement um die Förderung von Gendergleichheit und Vielfalt bemüht, gleichzeitig jedoch ignoriert, ob die Rollenbilder, die sie jungen Männern aufoktroiert, überhaupt mehrheitsfähig und artgerecht sind. Bei der Suche nach Identität in einer immer vielfältigeren und komplexeren Gesellschaft sind klare Kategorien, die in der Zeit des Umbaus Halt geben, nämlich hilfreicher als ein fluides Regenbogenspektrum – fluide ist in einem Teenagergehirn ohnehin schon alles. Ein Rollenmodell wie jenes des toxischen Machos ist da einfach verlockend beziehungsweise verlockend einfach. Jugendliche aus kulturell bedingt patriarchalisch geprägtem Elternhaus vermeiden damit potentielle Werte- und Loyalitätskonflikte, während

jene aus eher links-progressiven Haushalten ihre aufgeschlossenen Elternteile wiederum so richtig provozieren können. In diesem Sinne kann eine Tate-Verehrung seitens ansonsten unauffälliger Jugendlicher als Auflehnung gegen ein als sektiererisch empfundenes Dogma des woken Zeitgeists verstanden werden.

Testosteron-Tate verstösst mit seinem sexistischen Weltbild aber nicht nur gegen jede Political Correctness, er stellt auch ungeniert das Resultat seiner offenbar erfolgreichen Karriere als Kampfsportler und Kryptoinvestor zur Schau: einen gestählten Körper neben Sportwagen der obersten Hubraumklasse. Damit bedient er eine tief sitzende Sehnsucht vieler Halbwüchsiger. Imponiergehabe ist ja ein evolutionär bedingtes, angeborenes männliches Verhalten im Tierreich und auch bei höheren Primaten wie dem Menschen zu beobachten. Die Zurschaustellung sekundärer Geschlechtsmerkmale in Form von (aufwändig getrimmter) Gesichtsbehaarung, (krafttraumgestählter) Muskeln oder (in prothetischer Verlängerung) einem schnittigen Sportwagen soll die Paarungschancen erhöhen. Gut zu beobachten ist dies etwa an einem Freitagabend im Zürcher Talacker, wo aufbrezelte Jungs samt ihrer getunten Karossen vor dem Kaufleuten posieren, im knalligen T-Shirt knallhart Temperaturen unter dem Gefrierpunkt trotzend. So geht Balzen in der urbanen Wildbahn: Seht her, ich bin zwar kein Hirschmann, aber ein ganzer Mann und auch ein ziemlicher Hirsch!

Man kann das (zu Recht) lächerlich finden, es ist für manche Teenager aber einfach

die attraktivere Art der Selbstinszenierung als das Klimakleben. Und schon fast wieder ein rebellischer Akt, denn wer sich heutzutage als selbstverliebter, offen materialistischer Egomane präsentiert, den Weltuntergangsapodiktikern die Gefolgschaft verweigert, weder den Kapitalismus überwinden noch den Planeten retten, ganz im Gegenteil nur sich selbst optimieren will, der verhält sich maximal unkorrekt. Das ist Provokation pur – und Provokation war schon immer ein Merkmal der Pubertät.

Andererseits steckt hinter der Tate-Verehrung vielleicht auch eine gewisse Unsicherheit und Angst. Nicht die Angst vor einem bevorstehenden Weltuntergang, aber vor dem immer wahrscheinlicher werdenden Wohlstandsverlust. Manche ahnen es, andere wissen genau, die fetten Jahre sind vorbei. Wie etwa der Schüler, dem ich neulich vorhielt, der privilegiertesten aller Generationen anzugehören. «Nur weil ich mit Smartphone und Designerklamotten aufwuchs? Diesen Kram kann ich mir zwar leisten, aber kaum je ein Eigenheim. Flugreisen werden auch bald verboten sein, die künstliche Intelligenz ist bereits smarter als die meisten Arbeitnehmer und von der Rentensicherung müssen wir gar nicht anfangen. Soviel zu den Privilegien der Babyboomer.» Autsch!

Schockierende Profilbilder sind wahrscheinlich weniger Indiz einer menschenverachtenden Gesinnung als vielmehr der unreflektierte Ausdruck eines diffusen Unbehagens. Dieses sollte genauso ernstgenommen und thematisiert werden wie die negative Aussenwirkung der Bildwahl. ●

**Imponiergehabe ist ja ein evolutionär bedingtes, angeborenes männliches Verhalten im Tierreich**



# KI-Welle an der Schule



von Daniel Zahno

Künstliche Intelligenz, kurz KI, ist aktuell in aller Leute Mund. Von der Rettung bis zum Untergang der Welt – oder schulisch gesprochen, von neuen Möglichkeiten bis zur Verblödung der Schülerinnen und Schülern, finden sich Meinungen

über das ganze Spektrum verteilt. Im Frühjahr 2022 führten wir an der Kantonsschule Hottingen ein Forum zum Thema Künstliche Intelligenz oder Artificial Intelligence (AI) durch. Im Rahmen dieses Forums wurde auch eine Version von GPT3 vorgestellt. Die damals präsentierte Intelligenz hat im Publikum nur ein Schmunzeln ausgelöst. Als im November 2022 ChatGPT für alle zugänglich wurde, rüttelte dies die Lehrerinnen und Lehrer sowie die Schülerinnen und Schüler ziemlich durch. Sorgen bezüglich Sinnhaftigkeit von Hausaufgaben oder dem Verlust schriftlicher Ausdrucksfähigkeit der Schülerinnen und Schüler mischten sich mit Erstaunen über von KI erstellte Prüfungen inklusive Musterlösungen. Die Mittelschulen werden bei der Digitalisierung vom kantonalen Projekt Digital Learning Hub (DLH) eng begleitet. Der Leiter desselben meinte neulich in einem Radiointerview, KI sei für die Schulen die grössere Herausforderung als die Pandemie. In der Coronazeit haben wir in Rekordtempo die technische Infrastruktur aufgerüstet und gezeigt, dass die Technik funktioniert. Sie ermöglichte nicht nur den Fernunterricht, sondern auch methodisch verschiedene neue Formen, wie zum Beispiel das Schreiben von Blogs, das gemeinsame Arbeiten an Dokumenten, Audiozusammenfassungen oder auch Audiofeedbacks. Seit August 2020 sind alle unsere neuen Klassen sogenannte BYOD-Klassen.

Die Lehrpersonen haben sich schnell auf die neue Technik eingelassen und nach zwei Jahren Erfahrungen erkannt, dass auf die technische Anpassung die pädagogische Anpassung folgen muss. Viele Lehrpersonen haben bereits erste Schritte mit KI im Unterricht gewagt und deren Möglichkeiten und Grenzen der ausgelotet. In den nächsten Monaten werden verschiedene Informations- und Weiterbildungsveranstaltungen zum Thema «KI in Mittelschulen» stattfinden. Dieser Austausch ist bereichernd und wir sind gespannt auf die konkrete Umsetzung im Unterricht.

Die KI-Welle an der Schule hat das Projekt Gymnasium 2022 etwas in den Hintergrund gedrängt. Im Rahmen dieses kantonalen Projektes führt der Kanton Zürich ab dem Schuljahr 2024/25 das gymnasiale Profil Philosophie/Psychologie/Pädagogik (PPP) ein. Die Kantonsschule Hottingen ist das einzige Gymnasium im Raum Bellevue und Pfauen, das bisher nur ein Profil bzw. Schwerpunktfach führte. Wir haben uns deshalb dafür entschieden, die gymnasiale Abteilung zu stärken. Aufgrund der über zehnjährigen Erfahrungen mit dem Akzent Ethik/Ökologie sowie dem Ergänzungsfach Philosophie haben wir beste Voraussetzungen, um neben dem Wirtschaftsgymnasium auch das Profil PPP zu führen. Der Bildungsrat hat deshalb im Februar 2023 unser Gesuch zur Führung des PPP genehmigt und wir sind mit grossem Engagement an den Vorbereitungsarbeiten (Lehrplan, Spezialwochen, Informationsveranstaltungen etc.) und freuen uns bereits jetzt auf die neuen Schülerinnen und Schüler. ●

## Impressum

**Redaktion** Barbara Ingold (barbara.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (sandra.nussbaumer@ksh.ch) **Mitwirkende an dieser Nummer** Virgil Barnezet, Pamela Bethke, Simon Haas, Felix Hasler, Sahara Kuhn, Barbara Ingold, Gregorin Maurin, Lisa Moehl, Sandra Monti, Sandra Nussbaumer, Cinzia Sobral da Silva, Thomas Preu, Peter Rüttsche, Thomas Schellenberg, Finn Schwerzmann, Victor Ullate, Daniel Zahno **Gestaltung** gyselroth™ **Papier** Refutura, 100% Recycling, Blauer Engel, FSC-zertifiziert, 80g/m<sup>2</sup> **Druck** Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale (KDMZ)

Redaktionsschluss Nr. 2/2023: 21. Juli 2023

## Rund um die Schule

# Überall strahlende Gesichter

### Das Chlausevent im Memphis



von Sahara Kuhn, Finn Schwerzmann und  
Cinzia Sobral da Silva (H3c)

An diesem Donnerstag Mitte November trafen wir uns schon um 14 Uhr beim Wohnheim Memphis, einem Wohnheim für Menschen mit einer Beeinträchtigung. Den Aufbau des Chlausevents haben wir zuerst gruppenweise in Angriff genommen. Wenn eine Gruppe mit der Vorbereitung fertig war, half man einfach einer anderen Gruppe. Drei Stunden später sollten auch schon die ersten Gäste eintreffen.

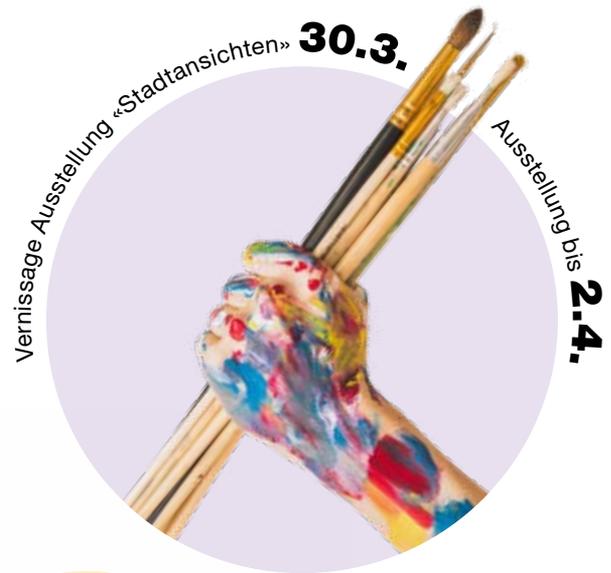
Der Chlausevent im Memphis hat eine lange Tradition an der Kantonsschule Hottingen. Im Rahmen des Fachs «Projekte Wirtschaft und Recht» haben wir den ganzen Anlass innerhalb von drei Wochen geplant. Unsere Klasse hat sich dazu in verschiedene Gruppen aufgeteilt, nämlich in Deko, Gastro, Unterhaltung und Kommunikation. Jede Gruppe hatte ihre eigenen Aufgaben, dennoch hat es auch viele Absprachen zwischen den Gruppen gebraucht. Während die einen alles unternahmen, um eine richtige Weihnachtsstimmung zu zaubern, erstellten andere Einkaufslisten und planten das Essen, und wieder andere organisierten einen Samichlaus, kümmerten sich um die musikalische Unterhaltung oder rührten die Werbetrommel.

Als um 17 Uhr die Gäste erschienen, war alles bereit. Wir bedienten sie mit Getränken und sie konnten ihren Apéro individuell am Tisch einnehmen. Nach dem Apéro hielt Cinzia eine kleine Ansprache und dann ging es nahtlos weiter mit dem leckeren Abendessen. Bevor das Dessertbuffet eröffnet wurde, wurden die Bewohner des Memphis vom Samichlaus und dem Schmutzli, gespielt von Laura und Tanya, überrascht. Die Freude war riesig! Wir verteilten Liedertexte, damit die, die wollten, mitsingen konnten, und sangen gemeinsam mit den Bewohnern, den Betreuern und den Mitgliedern des Rotary Club verschiedene bekannte Weihnachtslieder. Die Bewohner genossen den Abend sichtlich. Überall konnte man in strahlende Gesichter blicken! Am Ende bedankte sich Cinzia im Namen der Klasse bei allen und nach weiteren kleineren Ansprachen wurde endlich das Dessertbuffet eröffnet.

Es war eine sehr schöne Erfahrung, diesen Chlausevent durchzuführen und dabei mit den Bewohnern des Memphis in Kontakt zu kommen. Wir werden diesen Abend sicherlich immer in guter Erinnerung behalten! ●

## Agenda

## Frühling/Sommer



## Februar

27. Schulbeginn

## März

1. Besuchstag 1. Klassen  
6. Aufnahmeprüfung  
Gymi / HMS  
(unterrichtsfrei / SOL)  
30. Vernissage Ausstellung  
«Stadtansichten»  
Galerie kunstsichtbar,  
18 Uhr

## April

7. Karfreitag  
10. Ostermontag  
17. Sechseläuten  
18.–21. Arbeitswoche  
24. Frühlingsferien

## Mai

8. Schulbeginn  
18./19. Auffahrtsbrücke  
23. Forum KSH  
23. Jahreskonzert, Aula,  
19.30 Uhr  
29. Pfingstmontag

## Juni

9. Homecoming Day für  
Ehemalige  
13. Wirtschaftsfrühstück  
26.–28. Maturitätsprüfungen  
mündlich (unterrichtsfrei,  
SOL / div. Sporttage)

## Juli

7. Berufsmaturitätsfeier,  
Aula, 16 Uhr  
11. Gesamtschulsporttag  
13. Maturitätsfeier, Kirche  
Neumünster, 17 Uhr  
17. Sommerferien

## August

21. Schulbeginn Herbst-  
semester 2023/24